

Mortz Copenhagen.

MORITZ OPPENHEIM

E R I N N E R U N G E N

**HERAUSGEGEBEN VON
ALFRED OPPENHEIM**

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2025

FRANKFURT AM MAIN 1924

FRANKFURTER VERLAGS-ANSTALT A.G.

Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig





Mortz Oppenheim.

ZU ENDE vorigen Jahrhunderts, oder anfangs des jetzigen, kam ich in der Hanauer Judengasse zur Welt. Damals gab es für Israeliten noch keine Standesbuchführung; darum kann ich meinen Geburtstag nach christlicher Zeitrechnung nicht genau angeben; doch habe ich mitgeteilt bekommen, daß meine gute, fromme, selige Mutter am zehnten Tage des Monats Tebeth, welcher ein jüdischer Fasttag ist, den ganzen Tag noch fastete, und in der darauffolgenden Nacht mich geboren hat.

Aus meiner frühesten Jugend erinnere ich mich, Wohlstand im elterlichen Hause gesehen zu haben. An Feiertagen, wenn sie in die Synagoge ging, trug die Mutter ein schmuckes Seidenkleid; darüber einen rotsamtenen, mit weichem Pelze verbrämten Überwurf. Der Tisch war, besonders am Seder-(Ostern-)Abend mit silbergestickter Brokatdecke geziert; darauf standen silberne Becher, silberne Leuchter, und sogar silberne Rechauds für die Speisen. Wie überaus

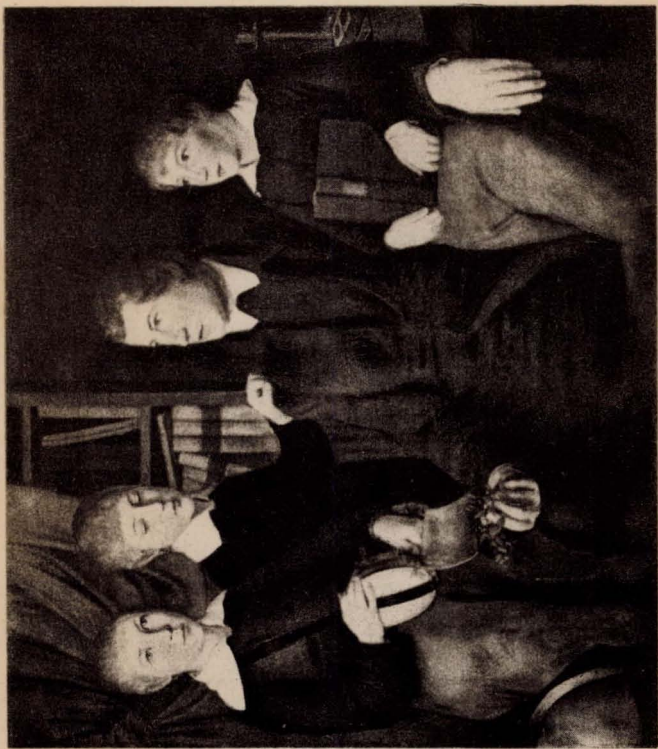
prachtvoll erschien mir dieser Abend! Wie herrlich sahen die lieben Eltern aus! Am oberen Ende des Tisches stand des lieben Vaters strohgeflochtener Stuhl, auf welchen wir Kinder, die schon erwachsenen nicht ausgenommen, aus Pietät uns niemals zu setzen wagten; an jenem Abende wurde der Stuhl in einen Thronessel umgewandelt, indem er mit rotseidenen Kissen, reich gestickt mit Silber- und Goldbrokat, bedeckt ward. Auf diesem Thron sitzend, sah der liebe Vater, der am Seder-Abende auch besonders guter Laune zu sein pflegte, gar königlich aus. Die liebe Mutter, im Bewußtsein, die große Pesach-(Osterfest-)Arbeit glücklich vollbracht zu haben, überblickte liebevoll die Tischgenossen, und saß bei der Zeremonie als Königin dem Herrn Gemahl zur Seite. Sah ich in beiden am Seder-Abende, dem Freudenfeste, den Ausdruck freier Heiterkeit, so zeigte mir das ernstere Neujahrs- und das durchaus ernste Versöhnungsfest in den Geliebten ein Bild des frömmsten, innigsten ehelichen Lebens. Da war ein Glauben, ein Lieben, ein Fürchten, Wünschen

und Hoffen — ein Heiligenschein umgab an diesen feierlichen Tagen die geliebten Eltern!

Doch schon in meinen Knabenjahren ward ich gewahr, daß der Wohlstand abnahm; nur drei Becher, welche noch in meinem Besitze sind, wurden, weil schon von den Voreltern benützt, aufbewahrt. Der gute Vater hatte große Mühe, das Haus anständig und gewissermaßen vornehm, wie er es gewöhnt und es ihm Bedürfnis war, zu erhalten, und seinen Kindern eine zeitgemäße Erziehung zu geben. Wir waren fünf Brüder und eine Schwester; die Beschaffung der Ausstattung und der Mitgift von einigen Tausend Gulden für letztere, kostete große Opfer. Bei allen Entbehrungen, die eine mit mäßigen Mitteln zu führende Haushaltung auferlegte, haben meine guten, frommen, wahrhaft gottesfürchtigen Eltern ihre von jeher geübte Wohltätigkeit fortgesetzt. So ward unter anderem zweimal im Jahre, vor Ostern und vor den hohen Feiertagen im Herbste, den Armen der Gasse, jedem in ein besonderes Papier gewickelt, Almosen geschickt; der Rabbiner bekam jedesmal

einen großen, harten Brabantertaler; die verschämten Armen wurden gleichfalls nicht vergessen. Ich weiß außerdem, daß die fromme Mutter sich oft das Notwendige entzog und es insgeheim in ihrer Kammer für die von ihr bevorzugten Frauen zum Almosen aufsparte.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört auch, daß ich von meinem ältesten Bruder Simon in meine erste Schule geführt worden bin; diese war ein, nach einem sehr kleinen Hofe gehendes, längliches, so niedriges Stübchen, daß sich, wie ich mich erinnere, mein Bruder bei dem Eintreten bücken mußte. Längs der Wand saßen, auf einer kaum schuhhohen Bank, Knaben und Mädchen, die Kinder der ganzen Judengasse, die dann, der Reihe nach, zu dem auf einem alten Sessel thronenden Lehrer gerufen wurden. Vor diesem, auf einem Tische, lag ein groß gedrucktes hebräisches Alphabet und, um es sehen zu können, mußten wir auf ein Klötzchen steigen. Der kleine alte, stotternde Lehrer hieß Fälkelche, wahrscheinlich ohne dieses doppelte Diminutiv ursprünglich Falk.



Lehrer Ackermann mit seinen Schülern

Ich war das jüngste, etwas verhätschelte Kind, und das Gescheiteste, was ich von mir weiß, ist, daß ich schon als Kind die Kinderjahre für die glücklichsten des ganzen Lebens erkannte. Als ich zum Knaben heranwuchs, dachte ich schon an Tachles (Vorwärtskommen), und frug mich stets nach jedem Semester: was hast du während dieses Zeitraumes gelernt? Der Vater hielt uns, trotz seiner beschränkten Mittel, einen Hauslehrer, namens Horwitz, welchem später Salomon Weinheim, und dann noch andere folgten; die beiden genannten wurden nachmals durch ihre Gelehrsamkeit Männer von Ruf und Bedeutung.

Die Talmud-Thora-Schule, welche ich zudem besuchte, war in einem Zimmer, gemietet bei einer armen Frau, für die jedes Kind täglich im Winter ein Scheit Holz und wöchentlich ein Talglicht mitbringen mußte; nur wenige Familien trugen zur Erhaltung dieser Schule bei. Der Lehrer hieß Rebbe Mennel Reckendorf, aus Fürth; ein sehr braver, frommer Mann, guter Talmudist, der witzig, sehr häßlich und dabei

kurzsichtig war. Er hatte die Eigenheit, während des Unterrichtes zuweilen Gespräche mit sich selbst, sogar, wie es schien, auch solche mit Abwesenden zu führen, und er schmunzelte dabei oft stillvergnügt, wahrscheinlich dachte er sich dann irgendeinen Witz. Er war, soviel ich mich erinnere, mein erstes Porträt; ich zeichnete ihn in einen Folioband des Talmud, wie er, die Umgebung vergessend, mit sich selbst ein witziges Gespräch führte, dabei die Schnallen seiner kurzen Kniebeinkleider aufmachte, die schwarzen Strümpfe etwas herunterzog und sich behaglich kratzte.

Neben dem Talmud-Unterrichte mußte ich in der Stadt Schönschreibunterricht nehmen; doch hatte ich von den christlichen Mitschülern viel zu leiden. Die Schreibstunde war immer Mittwochs von 10—11 Uhr; und noch heute, nach so langer Zeit, scheint mir diese Vormittagsstunde länger als alle übrigen Stunden des Tages; diejenige von 12—1 Uhr dagegen, welche im Elternhause Essenzeit zu sein pflegte, erscheint mir deshalb jetzt noch als die kürzeste.

Nicht selten schwänzte ich jene Schreibstunde, und versteckte mich während ihrer Dauer hinter einem Haustore. Mit christlichen Kindern hatte ich sonst keinen Umgang; wir jüdischen Kinder hatten vor dem Tore des Ghettos immer Krieg mit ihnen zu bestehen. Mich gelüstete es trotzdem zuweilen, die Gasse zu verlassen; da mir der Vater jedoch verbot, vor das Tor zu gehen, mit den Worten: „Es sei dir user“ (verboten), so war ich gebannt, und steckte nur den Kopf hinaus, sorgsam es vermeidend, den Körper folgen zu lassen: so respektvoll ward des Vaters Verbot gehalten.

Meine gute Mutter, so jüdisch fromm sie auch war, las doch gerne deutsche, gute Bücher, beispielsweise „Hermann und Dorothea“ und gönnte sich auch zuweilen das Vergnügen eines Theaterbesuches, mich dann auch mitnehmend. Das erste Stück, welches ich sah, war „Die Teufelsmühle“, und es machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich die Kulissen eines Kindertheaters, welches wir Kinder in der Gasse auf einem Speicher errichteten, zu schmücken

unternahm, und so viel tolles Teufelszeug darauf zeichnete, daß die Leute, die es sahen, sagten: Dieses Kind sollte in die Akademie gehen und sich im Zeichnen ausbilden.

Zu jener Zeit war ein Enkel des Rabbiners, eines reichen Mannes Sohn, ein sehr schmuckes Bürschchen aus Karlsruhe, in Hanau (der nachmalige Advokat Ettlinger); dieser erregte meine Eifersucht sowohl wegen seiner sich von uns anderen Judenkindern auszeichnenden Toilette, als auch einer großen Zeichenmappe halber, mit der er, von der Zeichenakademie kommend, durch die Judengasse stolzierte. Mein guter seliger Vater war auch zu dieser als luxuriös betrachteten Ausgabe bereit; mit mir durfte auch mein älterer Bruder Hirsch die Akademie besuchen; während dieser aber nur geringe Fortschritte machte, zeigte ich immer mehr Lust und Liebe zum Zeichnen. Sonderbarerweise hatte ich als Knabe große Neigung Arzt zu werden, welches Metier mir jetzt geradezu antipathisch ist; ich wurde auch in das Gymnasium geschickt und lernte dort Lateinisch und Grie-



Sabbath-Anfang

chisch, brachte es aber nur so weit, daß ich meine Geheimnisse und kindischen Liebesgeschichten mit griechischen Lettern meinem kleinen Taschenbuch anvertrauen konnte.

In dem damals guten Gymnasium, die Hochschule genannt, war aber mir, der ich die laxen Disziplin der Talmudschule gewohnt war, die pedantische Ordnung der christlichen Schule und deren streng geregeltes Wesen zuwider, und es gelang mir, die Eltern zu bewegen, daß ich meine Zeit mehr der Akademie widmen durfte. Diese wurde von Herrn Hofrat Professor Westermayer dirigiert; der zweite Lehrer war Herr Professor Lotter, der durch seine immerwährend schwarze Kleidung und weiße Binde mir imponierte. Die Grundlage des Anfangsunterrichtes bildeten Preislers Zeichenvorlagen; später gab es manirierte, rote Kupferstiche. Meine Fortschritte qualifizierten mich bald dazu, daß ich den anderen Schülern korrigieren durfte, und ein Substitutlehrer ward. Den Tag, an welchem ich in Öl zu malen anfang, und zwar unter Anleitung der Frau Hofrätin, trug ich in großen

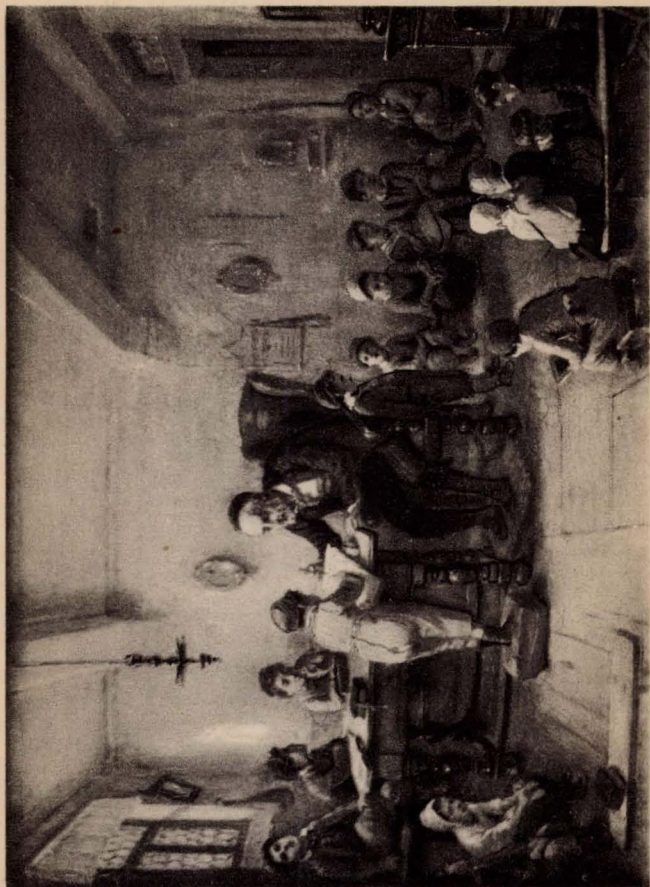
Buchstaben in eine damals gerade frisch mit Speise beworfene Mauer unseres Hofes ein.

Ich kopierte viel, hatte aber keinen tieferen Begriff von dem eigentlichen Wesen der Kunst. Mit meinen Bildern wurde die Laubhütte geschmückt; auf einem Selbstporträt, das ich malte, stellte ich im Hintergrunde Westermayer dar, der mir eine Reißfeder hinhielt, sowie meinen Papa, mir eine Schreibfeder reichend, eine Anspielung auf dessen Wertschätzung der Schönschreibekunst.

ZU jener Zeit empfahl mich Westermayer dem Grafen Benzel-Sternau, welcher auf einem Landgute, etwa zwei Stunden von Hanau entfernt, wohnte und im Besitz einer Sammlung Bilder war, die er für Werke ersten Ranges hielt, an deren Echtheit auch niemand zu zweifeln wagte. Ich wollte niederknien, als mir dort Bilder von Raffael, Correggio, Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci usw. gezeigt wurden. Der Graf lud mich ein, zu kopieren; ich brachte die Woche von Sonntag bis Freitag dort zu und kam zum Freitag abend nach Hause. Wie war mir armen Judenjungen zumute, als mich am ersten Tage im gräflichen Schlosse ein Diener zum Mittagessen rief, und ich an der Tafel außer dem Grafen und der Gräfin viele vornehme Gäste sah; deren Anblick steigerte meine Verlegenheit, da ich das jüdische Speisegestz noch sehr streng hielt. Unvergeßlich bleibt mir die Liebenswürdigkeit der Gräfin, die eingehend für mich sorgte, wenn Fleischspeisen kamen, von denen ich nicht genießen durfte, indem sie mir dann abwechselnd Mehl- und Eierspeisen

bringen ließ. Eines Tages ging die Gräfin während der Tafel hinaus, und der Graf sagte zu mir: „Heute werden Sie überrascht.“ Die gute Gräfin brachte in eigener Person einen Teller mit Fleisch und versicherte mir dabei, daß es ganz nach jüdischem Ritus zubereitet sei, und zwar von einem Juden, den ich doch im Schloßhofe gesehen hätte. Trotz solcher Versicherung dieser edlen Frau, trotz Zuredens des Grafen und der Gäste, welche sich an meiner Verlegenheit zu weiden schienen, konnte ich mich nicht soweit überwinden, davon zu kosten, obzwar ich heimlich empfand, wie sehr mein ablehnendes Verhalten die hochherzige Gräfin verletzen mußte. Als ich Freitag abends nach Hause kam, lobten mich weniger meine frommen Eltern als der noch frömmere Bruder Isaac wegen meiner Standhaftigkeit, mein älterer, bereits freisinnigeren Ideen huldigender Bruder Simon aber, dem ich kurz darauf dieses Erlebnis erzählte, gab mir eine Ohrfeige.

Der Hofmeister des Grafen Benzel-Sternau war Professor Weber, den ich bei meiner Rückkunft



Kleinkinderschule

aus Italien als Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M. wiederfand, und dem ich meine Bekanntschaft mit Goethe verdanke; später wurde Weber Direktor des Gymnasiums von Bremen.

Die meisten Gemälde auf dem Schlosse des Grafen Benzel-Sternau, dort mit großen Namen bezeichnet, fand ich auf späteren Reisen in den großen Galerien im Originale vor, und kam dadurch zur Erkenntnis, daß der gute Graf mit alten Kopien betrogen war; zum Beispiel die nährenden Mutter, ihr Kind, das trinkend sein Füßchen hält, liebevoll betrachtend, welches Bild der Graf in gutem Glauben als einen Raffael gekauft und das ich, wie man mir sagte, für einen Anfänger sehr gut und getreu kopiert hatte, fand ich in der Salle carrée in Paris (als Original von Solario) wieder; das gleiche war mit anderen Gemälden der Fall; ich wundere mich in betreff meiner damaligen Kopien darüber noch jetzt, woher ich als etwa vierzehnjähriger Knabe solche Technik hatte. Ich kopierte damals, was mir vorkam, hatte aber, wie

bereits gesagt, von Kunst noch keine richtige Vorstellung; von meinem Lehrer konnte sie mir nicht beigebracht werden, weil sie ihm selbst fehlte.

Unter den Kunden meines Vaters war der Rittmeister Rupprecht, welcher malte und sich für einen großen Künstler hielt, wofür auch ich ihn ansah. Er lehrte mich: das Wichtigste sei, daß der Künstler sich eine „Manier“ anschaffen müsse. Ich kopierte gerade Bilder von Trautmann, unter anderen einen Tabulettkrämer, und malte, der neuen Lehre gemäß, die Schnüre seines Rockes so dick, daß sie selbst die Schatten bildeten; so mißverstand ich die Kunst!

Mein Entschluß, Maler zu werden, stand damals noch keineswegs fest; ich dachte, daß ich auch im Alter von 18 oder 20 Jahren noch immer Zeit hätte, umzusatteln und Kaufmann zu werden; — es war ein Irrtum.

Die Familien Leißler und Toussaint, angesehene Häuser, in welchen mein Vater takif (beliebt) war, welchen ich zur Osterzeit Mazzes (Osterbrot) bringen durfte, wogegen ich mit Eiern be-

dacht ward, hatten gute, altniederländische Porträts, die ich ganz flott kopierte, welche Kopien 50 Jahre später noch Käufer fanden. Es wurde beschlossen, daß ich nach München reisen solle; meine beiden älteren Brüder gaben mir bis Karlsruhe das Geleite, wo ich meine erste Flamme Rebecca Ettlinger wiedersah, was mich inniglich erfreute. Von dort fuhr ich mit einem Retourkutscher über Stuttgart, Ulm und Augsburg nach München; ich kann die Sorgfalt nicht vergessen, mit welcher meine Brüder dem alten, buckligen Kutscher anempfahlen, gut auf mich achtzuhaben.

IN München ward ich, auf Empfehlung meines Freundes und Landsmannes Maron, bei dem jüdischen Restaurant Zaduck einlogiert und verköstigt; ich ward dort wie das Kind vom Hause behandelt und war in Wirklichkeit das enfant gâté der sehr feinen Tischgesellschaft. Ich arbeitete fleißig in der Akademie, welche damals unter der Direktion der Langer, Vater und Sohn, stand; der heilige Geist fehlte. Es waren gebildete Leute, malten schön in ihrer Art; ihre Lehrmethode aber war beschränkt, gleichwie ihre Ansichten über Kunst.

Vom Antikensaal kam ich abends zum Aktzeichnen; da mein Platz zu entfernt von dem Modelle war und ich nicht alles genau sehen konnte, machte mich der leitende Professor Seidler aufmerksam, daß ich lauter „Juden“ zeichne; es veranlaßte mich dies, mir eine Brille anzuschaffen. Dieser Professor war ein echter Bayer, dick und rotwangig; wenn er sich setzte und das Zeichenbrett auf den Schoß und seinen Bauch darauf legte, bemerkte er, korrigierend: „Schauen's, da paßt auch noch a Muskel 'nein.“



Selbstportrait

Das erste, von mir komponierte Bild war ein Moses — in Lebensgröße; ich repräsentierte ihn in einem togaartigen Gewande, was von Professor Langer mißbilligt wurde; er frug mich, warum ich dies so und nicht anders mache? Ich antwortete, es geschehe, weil ich mir Moses so vorstelle; worauf Langer empfindlich antwortete: „Nun, wenn Sie es besser wissen!“ und ging.

In München bekam ich von meinem Bruder Herz einen Hunderte von Seiten langen Brief in hebräischen Lettern, der mir alles, was inzwischen in der Hanauer Judengasse sich ereignet hatte, und überhaupt das Leben daselbst in so lebendiger Weise schilderte, daß ein Kompert es hätte kaum besser schreiben können. Dieser Bruder verdient wohl eine eingehendere Charakterisierung. Er war von Jugend auf unpraktisch, studierte allerlei, jedoch nichts recht; er versuchte z. B. zu berechnen, wie viele Male das Rad eines Wagens von Frankfurt bis Hanau sich herumdrehe; über solcherlei Arbeiten konnte er Tage verbringen. Zum Kaufmann hatte er nicht

die mindeste Anlage; dennoch fühlte er sich stets getrieben, Geschäfte zu machen, an welchen er fast immer verlor. Ohne schön zu sein, hatte er doch viel Glück bei den Frauen; sein Herz war das beste; aus reiner Güte und Dankbarkeit heiratete er in Cambridge, wo er an der Universität Lehrer der deutschen und hebräischen Sprache war, eine Frau, viel älter als er, nicht schön, Witwe von vielen unversorgten Kindern, ganz vermögenslos und — Christin. Sein Geburtsname war Herz, doch wurde er Heinrich, Harry, Henri und zuletzt Hollo gerufen (Hollo deshalb, weil er jeden Freund mit „Hollo“ begrüßend anrief); er war mein vertrautester Bruder, kannte und begünstigte meine Liebe zu meiner geliebten Adelheid Cleve, die viel zu kämpfen hatte, bis sie meine Frau ward.

Mein Bruder Simon ließ mir monatlich 30 Gulden zukommen, welche ich bei Erhalt gewöhnlich auf den Tisch legte, wovon sich meine Wirtin und andere Gläubiger dann nahmen, so viel ihnen gebührte. Da ich auch selbst zu meiner

Erhaltung beizutragen wünschte, malte ich Porträts à tout prix; unter anderen auch einen Frankfurter Reisenden namens G. Sichel, von welchem ich an Zahlungsstatt Kattun für ein Kleid bekam, den ich meiner Mutter nach Hause schickte. Ich war auch spekulativ. Eine damals beliebte Persönlichkeit in München war der Fürst Oettingen-Wallerstein; ich ließ mich bei ihm melden und trug ihm die Bitte vor, ihn zeichnen und lithographieren zu dürfen; er gab seine Zustimmung und saß mir mehrere Male. Ich ließ auf das Porträt subskribieren; die Prinzen Eugen und Carl unterzeichneten.

Die Lithographie war damals noch etwas Neues, zumal für Wallerstein, woselbst man bisher nur Schriften und Musik gedruckt hatte. Ich verwendete mehrere Wochen auf das Porträt des Fürsten; wer malt aber meinen Schrecken, als nach dem Ätzen des Steines mit dem Bilde zugleich eine Menge Notenköpfe, Gesicht und Körper durchschimmernd, zum Vorschein kamen. Der Stein, früher einem Musikstücke dienend, war nicht genug abgeschliffen worden; ich

mußte also die ganze Arbeit nochmals unternehmen.

Der Fürst fand Gefallen an mir und ließ mich nach seinem Schlosse Baldern bei Wallerstein kommen, um sein fast lebensgroßes Porträt zweimal zu malen, ihn darstellend, wie er seinen Untertanen eine Konstitution gibt; ein Exemplar war für sein Ständehaus bestimmt. Auch den Adjutanten des Fürsten, Agricola mit Namen, malte ich. Jeden Freitagabend fuhr mich der Schloßgärtner, dessen Tochter später der Fürst heiratete und deswegen abdankte, nach Wallerstein, woselbst ich Samstags bei einer mir sehr wohlwollenden jüdischen Familie verweilte.

Die Subskription in Wallerstein trug mir einiges Geld ein, und für die beiden Porträts bekam ich eine Anweisung auf die Kasse des Fürsten; als ich dieselbe zur Zahlung präsentierte, öffnete der Kassierer die eiserne Kiste und sagte lakonisch: „Nehmen Sie sich!“ — Die Kasse war total leer. Ich verkaufte die Anweisung mit einem Verlust an einen Juden und reiste, einem



Jesus und die Samariterin

gegebenen Versprechen gemäß, nach Markt-Erlenbach, wo eine mir befreundete Familie, Kohn, wohnte, um die Frau des ehrwürdigen alten Kohn, den ich bereits porträtirt hatte, als Pendant zu malen; die Bilder wurden zum Trocknen ans Fenster gestellt, und die Bauern zogen ehrerbietig die Mützen vor ihnen ab. Dann reiste ich über Ansbach, woselbst die Familie Oberndörfer mich eine Woche sehr freundlich als Gast behielt, nach Hanau resp. Frankfurt zurück und malte dort mehrere Porträts.

IN meinem zwanzigsten Jahre ging ich nach Paris. — Was bewog mich zu dieser Reise? Die Kunst allein war es nicht, denn ihr Wesen war mir noch immer unbekannt; ich glaubte, es genüge, gut malen und ähnlich porträtieren zu können.

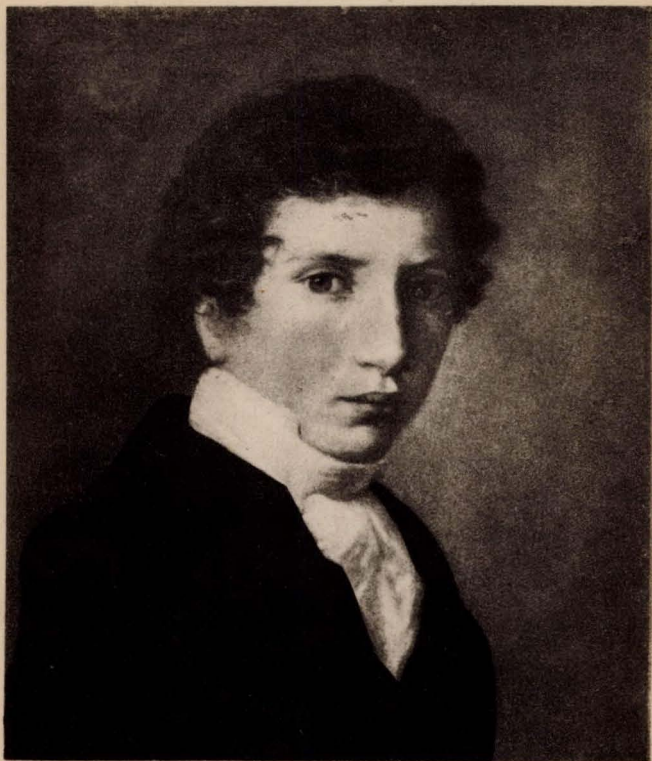
Es reizte mich die Weltstadt Paris; aber hauptsächlich trieb es mich, meinem vertrautesten Bruder Herz dort zu begegnen, der, von England kommend, Einkäufe dort machte; ich traf ihn zuerst im Palais Royal, einem Platze, für welchen er schon in Hanau geschwärmt hatte. Wir zogen in die Rue de la Colonne zu Mr. Alexandre, einem Juden, der sich weniger mit seinem Hotel, als mit Schachspiel beschäftigte und meistens im Café de la Régence überm Schachbrett anzutreffen war. Als vorzüglicher Spieler wurde er, ohne daß ich es wußte, vom Besitzer des Schachautomaten zum unsichtbaren Dirigenten dieser Maschine gewählt, zu welcher alle Schachspieler strömten. Das edle Schachspiel war damals auch meine Leidenschaft, und ich bezahlte das hohe Eintrittsgeld, um dem Spiele

des Automaten beiwohnen zu können. Der Eigentümer desselben, ein Deutscher, kannte mich durch Mr. Alexandre; bei öffentlicher Vorstellung forderte er mich zum Spiele mit dem Automaten auf; auch das Publikum bewog mich dazu; ich spielte und — gewann gegen die Maschine!... Viel später gestand mir Mr. Alexandre, daß er darin gesteckt habe.

Ich besuchte in Paris einen berühmten Maler, der sein Atelier entfernt von demjenigen seiner Schüler hatte; jeder derselben zahlte ihm 25 Franken monatlich und hatte dafür täglich freies Modell. Er empfahl mir, auf die etwas tollen Späße seiner Schüler nicht zu achten, und darob nicht empfindlich zu sein; es sei ihre Gewohnheit, den Neulingen, besonders Fremden allerlei Schabernack zu spielen, und mit dieser Belehrung gab er mir einige Zeilen an die Schüler mit. Die erste Frage, welche der Hauptfärceur an mich richtete, war: „Avez-vous eu la vérole?“ Ich, der die Spuren der Blattern noch im Gesicht hatte, antwortete: „Je crois bien que l'on peut s'en apercevoir.“ „Ah,“ rief der aus,

„c'est notre homme; il est aussi farceur.“ Dann wurde ich davon unterrichtet, welche déjeuners ich als Ankömmling gebrauchsgemäß zu geben habe; diese Andeutungen waren solcher Art, daß mir die Lust verging, da zu bleiben.

Ich ging hierauf zu Meister Regnault, einem Zeitgenossen Davids, der in der Kunstwelt den Namen le père rotule hatte, weil er der Ansicht huldigte, daß die Kniescheibe eine Hauptsache und deren gelungene Wiedergabe die schwierigste Arbeit sei; in der Tat exzellierte er in der Darstellung dieses Körperteiles. Sein Atelier war neben dem seiner Schüler, deren harmlosen Farcen er oft lachend beiwohnte. Er war ein schöner, ehrwürdiger, alter Mann, aus dessen Atelier tüchtige Schüler, berühmte Maler hervorgingen. Dort sah ich zum erstenmal ein nacktes, weibliches Modell, und zwar ein junges, sehr schönes Mädchen; mir ward ängstlich dabei zumute, doch sagte ich mir: „So gut die anderen lebens- und liebeslustigen jungen Leute ruhig dasitzen und arbeiten, werde ich auch aushalten und malen können“ — und so war es auch.



Selbstportrait

Neben meinen Atelierstudien fertigte ich einige Porträts, unter anderen malte ich Mr. Dupont, den chef des claqueurs aller Pariser Theater, durch welchen ich dann in viele derselben freien Eintritt erhielt, ohne Klatschverbindlichkeit.

Von seiten meines Bruders Simon war ich bei dem reichen Juwelier Halphen akkreditiert; dort erhob ich das zur Bestreitung meiner mäßigen Ausgaben nötige Geld. Mr. Halphen war sehr gastfreundlich und seine Tafel immer mit einer Anzahl Kuverts für möglicherweise kommende, nicht speziell eingeladene Gäste vorsorglich versehen. — Einmal geriet ich in große Verlegenheit, weil mein Bruder Herz in Paris eine Schuld kontrahierte, für deren pünktlichen Eingang mein Freund Jacob Bing die Garantie übernommen hatte. Dieser aber war selbst ohne Mittel (trotzdem ließ er mich nicht anders als unentgeltlich bei sich wohnen); ich entschloß mich daher, Mr. Halphen den Jüngeren in die Sache einzuweihen und ihn um Aushilfe zu ersuchen. Dieser nahm indessen Anstand, mir die nötige Summe, welche, wenn auch nicht bedeutend,

doch immerhin größer war als mein Monatsgehalt, sofort zu geben; er forderte mich auf, wiederzukommen, „pour le dire à papa.“ Dieser, ein liebenswürdiger französischer Jude, bemerkte zuvorderst, welchen Irrtümern und falschen Wegen ein junger Mensch in Paris ausgesetzt sei, und daß er im Interesse seines Freundes, meines Bruders Simon, daher Bedenken trage usw. usw.; da er mich aber daraufhin weinen sah, erkannte er meine Unschuld und die Wahrheit meiner Aussage und gab mir das Geld.

Mein gesellschaftlicher Umgang in Paris war nicht dazu geeignet, dem höheren Wesen der Kunst mich näherzubringen; in der Technik des Malens kam ich jedoch weiter, weil ich fleißig arbeitete. Um fleißig sein zu können, hätte ich aber nicht nötig gehabt, nach Paris zu gehen; noch weniger nach Rom, wohin zu reisen ich durch Freunde veranlaßt ward. Das Haus von Rothschild schickte damals sehr oft einen Kurier in bequiemem Reisewagen von Paris nach Rom und Neapel; der diesem beigegebene Mr. Haas,

ein sehr liebenswürdiger junger Mann, war einer meiner Freunde, und Baron James von Rothschild erteilte ihm die Erlaubnis, mich mitnehmen zu dürfen.

WIR reisten, häufig die Pferde wechselnd, Tag und Nacht ununterbrochen und kamen erst nach acht Tagen in Florenz zum erstenmal zur Ruhe und ins Bett; einige Tage später erblickten wir die Peterskirche von Rom. Meine lieben Eltern, welche mich noch in Paris wähten, wollte ich durch einen Brief aus Rom überraschen.

Man sagte mir oft, daß ein Maler in Rom gewesen sein müsse; wahre, echte Liebe zur Kunst trieb mich nicht dorthin. Auch kannte ich nur einen einzigen Menschen in dieser großen Stadt, einen Schul- und Kunstgenossen, Christian Haag, kein Genie, aber ein mir sehr lieber Freund und Kamerad, und ich freute mich, den dort vorzufinden. Meine Gedanken beschäftigten sich unterwegs damit, seine Überraschung über mein Kommen auszumalen; ich vergegenwärtigte mir im voraus unsere gegenseitige Freude! Da, ganz nahe schon bei Rom, fuhr ein Veturin an uns vorüber, in dessen Wagen jemand saß, der unseren Kurier erkannte und anhalten ließ. Dieser war nicht wenig erstaunt, da er mit dem Vor-



Heimkehr des jungen Tobias

überfahrenden auch befreundet war, nicht sich von ihm, sondern mich umarmt zu sehen; es war kein anderer als Haag. — „Wohin, lieber Haag?“ „Nach Deutschland!“ — „Warum?“ — Weil mir die Mittel fehlen, länger in Rom zu bleiben.“ — Ich erbot mich, mein Geld mit ihm zu teilen, konnte ihn aber nicht zur Umkehr bewegen, und zwar aus dem Grunde nicht, weil abends zuvor ihm zu Ehren ein Abschiedsfest gefeiert worden war!

Mein Entree in Rom erfolgte somit unter recht verstimmtten Betrachtungen; ich fühlte mich nun ganz allein in dieser mir fremden Welt. Es war demnach nur natürlich, daß, als die Zeit der hohen jüdischen Festtage herannahte, ich mich nach dem Ghetto, nach der Pflege altgewohnter religiöser Gebräuche meines elterlichen Hauses sehnte, mehr als nach dem Vatikan mit allen seinen Kunstschatzen.

An einem Freitagabend besuchte ich zum erstenmal das Ghetto; die Leute hatten gerade die Synagoge verlassen und verweilten, in Gruppen plaudernd, auf dem Platze vor derselben. Ein

vornehmer, gelehrter Pariser Jude hatte mir eine Empfehlung an einen der reichsten und auch gebildetsten römischen Glaubensgenossen, Sre. Uzielli, mitgegeben. Ich frug einen der anwesenden Juden nach der Wohnung dieses Herrn; statt die erbetene Auskunft zu erteilen, frug er mich: „Was wünschen Sie von Sre. Uzielli?“, und auf meine Erwiderung, daß ihm dies wohl gleichgültig sein könne, zuckte er die Achseln und ließ mich stehen. Ich wandte mich mit der Frage: „Wo steht der Herr Uzielli?“ an einen anderen und erhielt, so wie bei dem ersten wiederum die Gegenfrage nach meinem Begehre von diesem Herrn; und so frugen mich alle, welche ich mit der Bitte um Auskunft über Sre. Uziellis Wohnung anredete, was ich von demselben wollte, bis ich endlich ärgerlich ausrief: „Bin ich denn hier in Sodom?“ Dieses Wort mag ihnen hebräisch gelautet haben, denn nun frug man mich plötzlich: „Sind Sie vielleicht Jude?“ Und auf meine Antwort: „Gewiß bin ich Jude!“ hatte ich mit einemmal nicht nur einen Führer, sondern eine ganze Menge, die

mich zu dem Hause des Sre. Uzielli geleitete. Auf dem Wege dahin klärten sie mich über die Ursache ihres bisherigen Verhaltens auf: Sre. Uzielli mache doch bekanntlich am Freitagabend keine Geschäfte; ein nach ihm fragender Christ könne also böse Absichten gegen ihn haben, etwa angeben, er habe während des Besuches eines seiner Kinder getauft, und nach solcher Angabe werde das Kind unfehlbar von ihm weggenommen; ähnliches sei bei anderen erst kürzlich geschehen, so daß die Eltern es vorgezogen, das Kind durch Genuß von Branntwein umzubringen, als es dem Pfaffen zu überlassen. Ich sah die mögliche Wahrheit dieser Erzählungen ein, und jeder Zweifel ward mir benommen, als ich das Haus dieses reichen römischen Juden, das von außen sehr ärmlich und verfallen aussah, betrat; denn sowie ich die Zimmertüre öffnete, warf die Frau (der Mann war nicht zu Hause) schnell alle kleinen Kinder in ein Nebenzimmer, bis sie durch meine Begleiter mit den Worten: „é un jehudi“ beruhigt ward. Dieses erste Bekanntwerden mit meinen römischen Glaubens-

genossen war nicht sehr ermunternd und ließ mich für die Dauer meines mehrjährig projektierten Aufenthaltes wenig intime Freunde oder Freuden im Ghetto erhoffen.

Das Café greco, via Condotti, war und ist noch das Rendezvous der Künstler aller Nationen, welche in Rom weilen; ich fand später, nach einem halben Jahrhundert, daselbst noch alte Kollegen, die seit fünfzig Jahren allmorgens ihr Glas mit café-latte dort nahmen. Diesem Kaffeehaus gegenüber war das damals ebenso besuchte Restaurant Lepré, wo der Reiche wie der Unbemittelte zu Mittag speiste. Das Diner, welches zuzüglich einer Foglietta Wein fünfzehn bis achtzehn Bajocchi (soldi) dort kostete, schmeckte mir in der Regel ganz vorzüglich; auch lernte ich da viele Künstler und sonst interessante Leute kennen. — Und dennoch, bei dem Herannahen der hohen jüdischen Feste, Neujahr und Versöhnungstag, welche so viele fromme ehrwürdige Erinnerungen an das geliebte elterliche Haus wachriefen, war es mir gar weh ums Herz, keinen jüdischen Tisch zu haben; und es gab damals



Nov 26 18

Les habitués du café grec

Les habitués du Café Grec

im ganzen Ghetto noch kein jüdisches Speisehaus. Ich bat daher Sre. Uzielli recht inständig, mir eine möglichst respektable, wenn auch nicht vermögende israelitische Familie zu verschaffen, die mir an Feiertagen gegen gute Bezahlung koscheres Essen gäbe. Oft, meistens Samstags, ging ich in das Ghetto und frug bei Sre. Uziellinach, ob er diesem Anliegen Rechnung getragen habe, und erfuhr jedesmal von ihm, daß er sich alle Mühe gegeben, ohne bisher imstande gewesen zu sein, das Gewünschte zu finden. An einem Samstag, dem letzten vor dem Feste, wiederholte ich diesem Herrn, wie sehr leid es mir sein würde, den bevorstehenden Neujahrsabend allein in einer christlichen Kneipe zubringen zu müssen; er beschwichtigte mich, indem er versprach, sich nochmals kräftigst in meinem Interesse zu verwenden.

Neujahrsabend kam; ich ging in die Synagoge. Sre. Uzielli war so freundlich, mich einzuladen — nicht zum Essen, sondern in der „Schule“ neben ihm zu stehen; und er sagte mir dabei, daß er trotz aller Bemühungen niemanden ge-

funden habe, der mir für mein Geld koscher zu essen geben wollte. Ich war sehr betrübt, fühlte an jenem Abend besonders starke Sehnsucht nach Hause, und gab meinem Kummer, Sre. Uzielli gegenüber, unverhohlen stärkeren Ausdruck, schon deshalb, weil ich gerne sehen wollte, wie weit seine Ungastlichkeit gehen könne. Es war umsonst; er ließ mich gehen mit der Versicherung seines aufrichtigen Bedauerns.

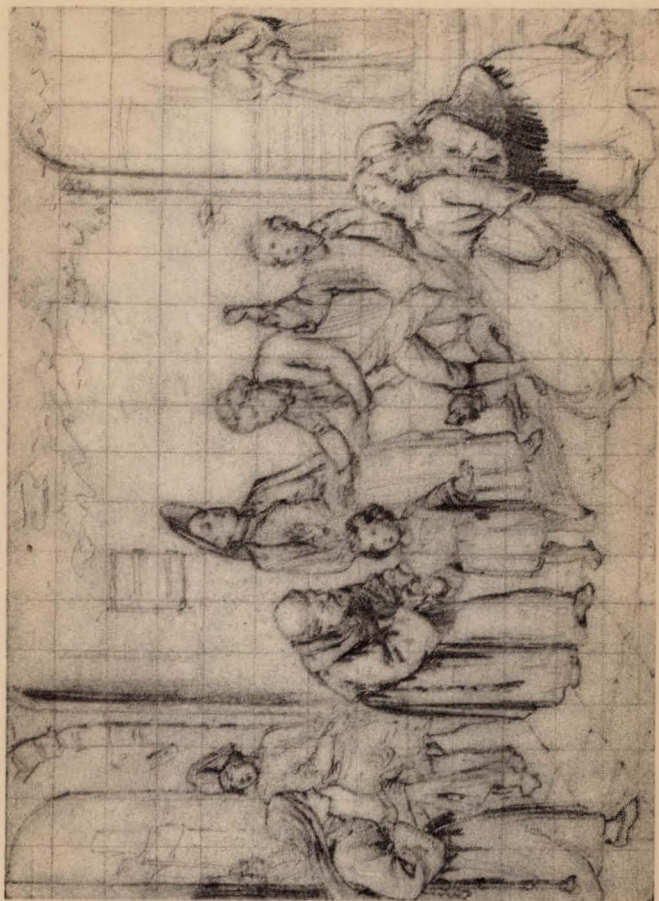
Jenen Abend besuchte ich keine Kneipe; eine Tasse Schokolade war mein ganzes Souper. Ich dachte dabei an die jetzt gewiß heitere, gemüthvolle Stimmung bei den lieben Eltern und an die Roheit der Glaubensgenossen, welche ich hier in der Fremde vorgefunden, und die so unerklärlich abstoßend mir begegneten.

Am Morgen des Neujahrstages war ich wieder in der Synagoge neben Sre. Uzielli; nach dem Gottesdienste wollte ich mich entfernen, doch er hielt mich zurück, mit der Bitte, mit ihm nach Hause zu gehen, und — wer vermag mein Erstaunen zu schildern? — mit ihm das Frühstück und das Mittagsmahl zu nehmen, und so lange

sein Gast zu sein, bis sich ein Mann gefunden, der mich verköstigen würde. Gegenüber solch' unerwarteter Güte wagte ich die Frage, warum er mich denn nicht auch zum Vorabende, den ich so einsam unter trüben Gedanken verbracht, eingeladen habe; darauf gestand er mir, seine Absicht sei es gewesen; seine Frau habe es aber nicht zugegeben, weil ihr ein Hauptgericht nachmittags in der Küche mißlungen war.

Nach einiger Zeit fand sich eine, wie mir schien, ehemals vermögend gewesene jüdische Familie, namens Rocas, die sich dazu verstand, mir täglich ein mageres Mittagmahl für teures Geld (einen halben Scudo) zu verabreichen. Abgesehen davon, daß meine Wohnung vom Ghetto sehr entfernt lag, schmeckte die nicht jüdische Kost in guter Gesellschaft und in freundlichem Lokale viel besser, und kostete dabei nicht den vierten Teil; dennoch ging ich gewöhnlich zweimal in der Woche, Freitag abends und Samstags, zu Rocas, und zwar schon deshalb, weil ich bemerkte, daß ihnen der kleine, daraus erwachsende Verdienst wohlthat.

Bei Rocas pflegte ich Freitag abends einen nicht mehr jungen Mann, namens Sabbatino, zu treffen, der, sei es aus Frömmigkeit, sei es zu seinem Vergnügen, smiros (Sabbatlieder) sang; er war ledig und ernährte sich, wie so viele Juden in Rom, die, mit einem Zwergsack auf dem Rücken, die Gassen durchwandern, „roba vecchia“ rufend, d. h. mit allerhand altem Zeug handeln. Dieser Sre. Sabbatino fehlte mir eines Abends, und, als ich nach ihm frug, vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß er von der Behörde eines Vergehens wegen geholt, und in die Catacumene eingesperrt worden sei; es ist dies ein Haus, in welchem den Juden und Heiden das Christentum so lange gelehrt wird, bis sie zur Taufe reif sind. Es war damals Weihnachten und der arme Sabbatino lernte und ward bis zum Osterfest unterrichtet und aufgehoben, an welchem Tage der Gebrauch will, daß ein Bekehrter in der Konstantin-Kapelle getauft werde. Ich sah diese Zeremonie mit an; der vor kurzem noch Smiros singende Sabbatino kam in Kutte und tonsiertem Kopfe und erhielt die Taufe. Sein Vergehen



Raub des Mortara-Kindes

hatte darin bestanden, daß er mit seiner christlichen Wäscherin verbotenen Umgang gepflogen, und ihr, nach ihrer Aussage, die Ehe versprochen hatte. In das Ghetto kam er niemals wieder; auch habe ich nicht erfahren, was weiter mit ihm geworden.

Übrigens fühlte ich mich bei Rocas recht behaglich, und diese guten Menschen gaben mir auch Beweise ihrer Freundschaft, gleichwie andere jüdische Bekannte, namentlich Uziellis Schwager, Sre. de Castro-Martignani, der mir Alleinstehendem viele Teilnahme bezeugte. Ich bedurfte derselben vornehmlich zur Zeit, als man dem römischen Rabbiner den Tod meiner unvergeßlichen, guten Mutter angezeigt hatte, und mir diese erschütternde Botschaft durch Freunde in schonendster Weise mitgeteilt worden war. Ich sagte damals meiner christlichen Wirtsfrau, daß ich auf das Land gehe, um mich zu erholen; in Wirklichkeit ging ich ins Ghetto, wo ich bei Rocas logierte. Meine Anwesenheit in Rom wurde meiner Wirtin aber doch verraten; der Zufall wollte nämlich, daß ihr cavaliere servente

mich bei einem jüdischen Leichenbegängnis entdeckte, dem ich beiwohnte, weil es ein bedeutenderes war und seiner vielen absonderlichen Zeremonien wegen mich interessierte. Der Leichenzug ging bei Nacht unter Fackelbeleuchtung vor sich; im römischen gemeinen Volk ist der Glaube verbreitet, daß, wenn ein Christ unter dem Sarge mit einer jüdischen Leiche durchläuft, der Zug wieder heimkehren müsse; daher viel Furcht vor Unfug; und deshalb viel Vorkehrungen.

Die allzu große Entfernung vom Ghetto verhinderte mich, der religiösen Verpflichtung des Kaddischsagens täglich nachzukommen; doch tat ich dieses während der ersten sieben Tage nach Erhalt der Kunde vom Ableben meiner guten Mutter; ich übernachtete dann in casa Rocas, deren Bewohner mir warmes Beileid bezeugten; dieses Haus, eine römische Spelunke, wurde mir von Sra. Rocas als ein herrliches geschildert zur Zeit ihrer Hochzeit; „che colpo d'occhio“, rief sie aus.

Ich liebte meine gute, fromme Mutter im wah-

ren Sinne des Wortes unendlich; denn noch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, gibt es Momente, während derer ich bei der Erinnerung an sie nur schwer der Tränen mich enthalten kann. Da sie tot war, kam mir Rom und die Welt öde vor. Ich wollte die liebevollen Züge der Seligen festhalten, sie als innig liebende Mutter (in dem Bilde „Abschied des jungen Tobias“) vorstellen; allein ich jammerte so sehr bei dem Malen, daß mir die Ausführung des Entwurfes mißlang.

In solch' jammervoller Stimmung fand mich der alte, berühmte Maler Koch, der ein Zeit- und Schulgenosse Schillers auf der Karlsschule in Stuttgart war. Koch hatte die Gewohnheit — wenigstens tat er es, so oft er mich besuchte — sich durch einen Schlag mit seinem dicken Knüttel gegen die Türe anzumelden. Er war ein kräftiger Naturmensch; mein Weinen begriff er nicht; doch suchte er, auf seine Weise, mich zu trösten.

EINE Luftveränderung glaubte ich, zur Betäubung meines Schmerzes, mir gönnen zu dürfen; ich reiste nach Neapel. Die Akademie S. Lucca hatte damals eine Konkurrenz ausgeschrieben; das Sujet war „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“; mit dieser Aufgabe gedachte ich mich in Neapel zu beschäftigen. Dort fand ich in dem von Rothschildschen Hause eine sehr freundliche Aufnahme; in der schönen Villa auf Capo di Monte behielt man mich oft über Nacht. Baron Carl Meyer von Rothschild kaufte mir die ersten drei Bilder ab, welche ich in Rom gemalt hatte; sie stellten Abrahams Familie, das Opfer Abrahams und Jakobs Segen dar; auch bestellte er bei mir für 25 Louisdor ein neues, kleines Bild, ausdrücklich betonend, daß es nur ein kleines sein solle. Obschon der Herr Baron in Geldsachen genau war, hielt er es doch für seine Pflicht, mich als jüdischen jungen Künstler, den er hatte loben hören, zu protegieren. Ich malte für ihn die „Susanne im Bade“, welches Bild seinerzeit in Rom Aufsehen erregte; in den römischen Zeitungen wurde es eine Perle, gioi-



Karl Meyer von Rothschild

ella, genannt, und Baron von Rothschild war damit so zufrieden, daß er das bedungene Honorar von 25 Louisdor freiwillig erhöhte.

Meine Wohnung in Neapel war in dem oberen Teile der Stadt, in Santa Lucia, dem Vesuv gegenüber; die armen Mitbewohner des Hauses brachten den Abend auf dem flachen Dache zu, sich dort auf ihre Weise vergnügend.

Ich wollte meinen religiösen Trauerpflichten auch in Neapel nachkommen; es war aber nicht leicht, die dazu nötige Anzahl von zehn Juden aufzutreiben, da es zu jener Zeit den Kindern Israels noch nicht gestattet war, dort Wohnung aufzuschlagen; nur zugunsten weniger wurde dieses Verbot übersehen. Ein damals in Neapel sich aufhaltender Lieferant, Kaula aus Darmstadt, ein sehr gutmütiger, älterer Mann, war mir zur Beschaffung der zehn Glaubensgenossen behilflich; dabei stellte es sich sonderbarerweise heraus, daß einer davon, der sogar eine Thora (Gesetzesrolle) mitbrachte, ein meschumet (getaufter Jude) war.

Ich arbeitete fleißig, und in meinen freien Stun-

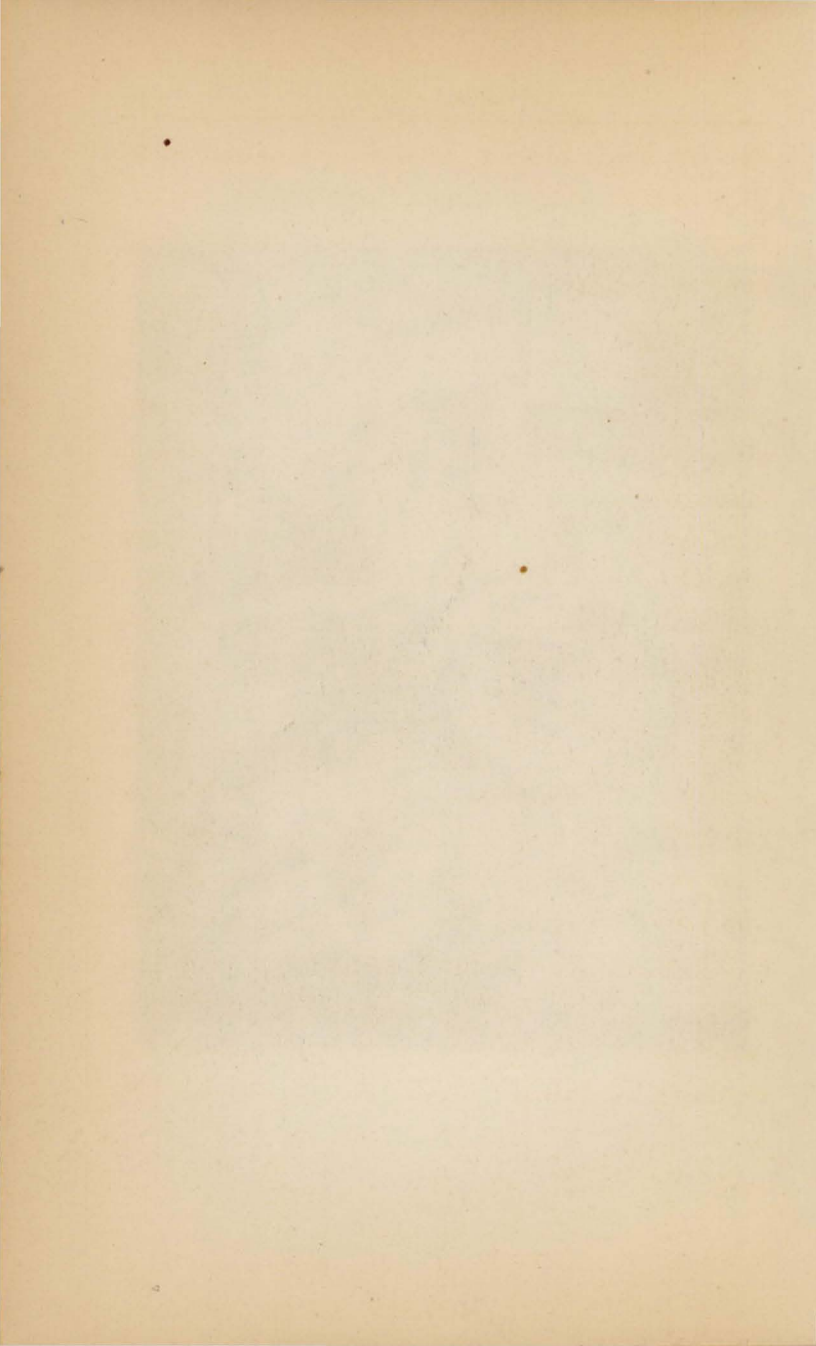
den besuchte ich alles Sehenswerte der Stadt und der Umgegend. In dem Café des Palazzo reale begegnete ich eines Samstags einem Manne, dessen Nase mir kaum einen Zweifel ließ, daß er „einer von unseren Leuten“ sei; ich näherte mich ihm und leitete ein Gespräch mit ihm ein. Auf meine ohngefähre Frage: „Sie sind wohl auch ein Jude?“ antwortete er: „Ja und nein; aber ich weiß doch wahrscheinlich besser als Sie, welche sidre (Abschnitt der Thora) heute geht“. Ich erfuhr später, daß er der von Rom ausgewiesene, getaufte Rabbiner war, der seinerzeit durch talmudische Gelehrsamkeit dort großes Aufsehen erregt hatte, sich hohe Gunst erwarb und als Bibliothekar im Vatikan angestellt ward; dortselbst hatte er sich aber zu viel herausgenommen, d. h. viele Manuskripte und Bücher; und, um großen Skandal zu vermeiden, wurde er von Rom fort, nach Neapel geschickt. Baron von Rothschild, dem ich meine Begegnung mit diesem Manne erzählte, ließ ihn kommen und seinem Sohne Willy von ihm im Hebräischen Unterricht erteilen; dieser Lehrer machte seinen

Schüler zu einem orthodoxen Juden, so daß dem Vater der Sohn zu fromm ward und er ihn nach Frankfurt heimreisen ließ.

MEINEN in Neapel gefertigten Karton: „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“, brachte ich nach Rom und lieferte ihn der Akademie S. Lucca unter dem Motto: „Veritas“ ein. Bald darauf ward ich auf das Kapitol beschieden, um dort eine Probeskizze zu machen; ich wurde allein in ein Zimmer gesperrt, bekam eine Tasse Schokolade und einen gewöhnlich nur in Schlafgemächern anzutreffenden Topf hingestellt, mit der Weisung, die Aufgabe: „Christus und die Samaritanerin am Brunnen“, innerhalb 1—2 Stunden zu zeichnen. Ich entledigte mich der Arbeit in der vorgeschriebenen Frist, und übergab sie, ebenfalls mit dem Motto: „Veritas“. Meine Zeichnung war anders, ich darf wohl sagen, origineller, als diejenigen meiner Mitkonkurrenten, und es wurde ihr auch der Preis zuerkannt; als aber das Kuvert mit der Aufschrift „Veritas“ geöffnet und mein Name genannt wurde, bemerkte man sofort, daß ich ein deutscher Jude sei und wollte nun, statt mir, einem Italiener den Preis zukommen lassen. Unter den Richtern befand sich jedoch auch Thorwaldsen,



Rückkehr des verlorenen Sohnes



der für mich eintrat; konnte er es auch nicht durchsetzen, daß ich den Preis erhielt, so erlangte er doch wenigstens, daß er keinem andern zuerteilt wurde.

Viel mehr als der S. Lucca-Preis es hätte tun können, erfreuten mich die vielfachen Beweise wahrer Teilnahme, welche mir seitdem von dem allgemein verehrten und geliebten Thorwaldsen zuteil wurden; er besuchte mich öfters in meinem Atelier und gab mir Ratschläge; zuweilen ergriff er die Kohle und machte mit seiner Meisterhand einen kühnen Strich in meine Zeichnung, den ich dann gerne für immer erhalten hätte. Thorwaldsen empfahl mich, wo er konnte; ihm verdanke ich die Einladung zum damaligen preußischen Gesandten, dem berühmten Staatsrat Niebuhr; auch bei dem Grafen Ingenheim, dem natürlichen Bruder des Königs von Preußen und der Kurfürstin von Hessen war ich oft zu Tisch gebeten. Letztere erteilte mir durch den Grafen den Auftrag zu einem Bilde, „Hagars Abschied“ darstellend, welches ich später im Schlosse zu Fulda wiedersah; Graf Hahn be-

stellte bei mir ein Bild mit biblischem Sujet, und ferner das lebensgroße Porträt des bekannten Architekten Hittorf, ein Bild, welches ich viele Jahre später mit Vergnügen in Paris wieder vorfand. — Thorwaldsen schenkte mir auch Skizzen von seiner Hand, sowie eine Sammlung Radierungen nach seinen Kompositionen.

Die schwülen Sommermonate sind in Rom, besonders wenn der Sirocco herrscht, fast unerträglich; wer es nur kann, macht Ausflüge während dieser Zeit. So war ich auch einen Sommer im Albanergebirge, namentlich in Ariccia bei Albano, einem ganz reizenden Neste, woselbst ich mich mit ein paar Freunden, von Hempel aus Wien und F. Müller aus Kassel, letzterer später Professor dort, in einem Bauernhause einlogierte. Wir schliefen alle drei in einem großen Zimmer und hatten dabei sehr billige Kost. Müller war ein christlich-frommer, deutscher Jüngling, in altdeutschen, schwarzen einreihigen Rock gekleidet, und trug lange, blonde Haare; Hempel hieß im ganzen Ort *il cavaliere*, und mich nannte dort jedes Kind *lo spe-*

ziale, weil ich zufällig einen hellgelben Rock trug, gerade wie der dortige Apotheker, dem ich vielleicht auch etwas ähnlich sah; die Bettelbuben liefen mir nach und baten: „O, speciale mio, datemi qualche cosa!“ — Im Hause war eine hübsche Tochter, Adelaïde, blond wie eine Deutsche, dabei graziös und lebhaft wie eine Italienerin. Wir drei machten ihr den Hof, doch hatte sich der speciale am meisten ihrer Gunst zu erfreuen, was bei einer Italienerin zwar oft nicht viel sagen will, denn ihr alleiniges Ziel ist — heiraten; die Mutter, eine noch hübsche Frau, zeigte sich gefälliger.

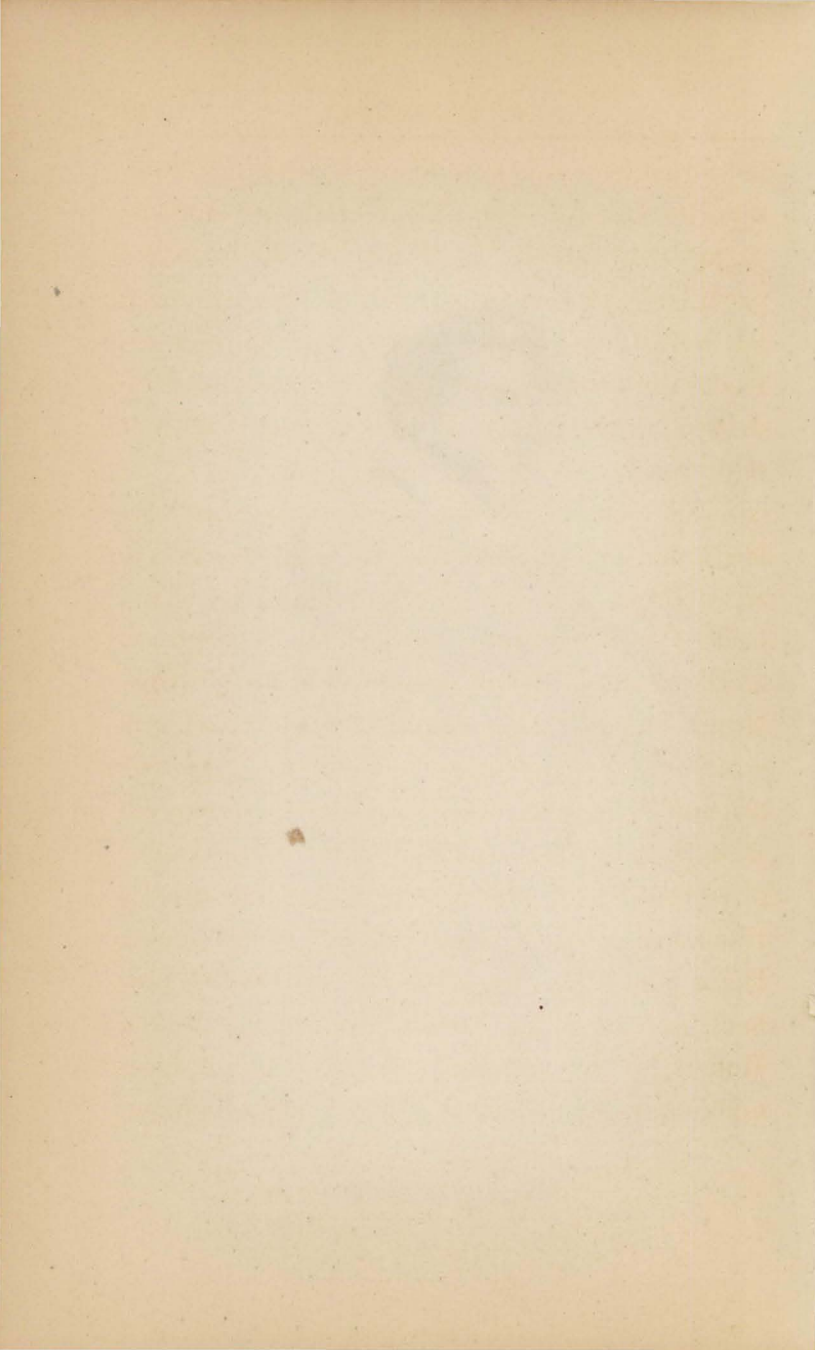
Anläßlich des Blumenfestes in Genzano, eines Festes, so bunt und heiter, wie es der geschickteste Maler nicht vorstellen, wie die reichste Phantasie des begabtesten Dichters es kaum schildern kann, kehrten bei uns in Ariccia auch deutsche Künstler ein. Einer von ihnen, der Bildhauer Lotsch, der zuviel getrunken hatte, nicht mehr fest auf den Beinen und nicht fest in der italienischen Sprache war, sagte zu Srna. Adelaïde, indem er auf mich deutete: „Patita!

questo signore è un jew“ (er wollte ebreo sagen). Als Adelaïden die Bedeutung des Wortes übersetzt worden, fiel der Barometer ihrer Zuneigung zu mir um viele Grade, wenngleich sie und ihre Familie mir auch später noch Beweise von Freundschaft gaben; denn Adelaïde schrieb mir oft und liebenswürdig, und ihre Eltern beschenkten mich im Herbste mit einem ganzen Fäßchen selbstgezogenen Weines.

So wie ich, aber etwas später, verliebte sich auch Freund Hempel in Adelaïde, und der reiche cavaliere war drauf und dran, um ihre Hand anzuhalten und, wenn nötig, auch katholisch zu werden, hätte ihn der ebenfalls in Ariccia zur Villegiatur anwesende berühmte Künstler Schnorr von Carolsfeld nicht von seiner Heiratslust abgebracht, und ihn in seinem alten Glauben und neuen Hoffnungen erhalten. Von Hempel war ein feinführender Künstler, doch ohne Energie; er brachte nie etwas Rechtes fertig, war leicht zu beeinflussen und umzustimmen; er übergab sich später Overbeck und seiner Familie. Ich lernte viel von Hempel; nament-



Ferdinand Hiller



lich brachte er mir gute Kupferstiche und Holzschnitte von Albrecht Dürer zum Verständnis; sogar von seinen musikalischen Kenntnissen profitierte ich den Unterricht auf der Guitarre; ich hatte ihn sehr gerne, und wir wurden soweit Freunde, daß wir zusammenzogen und im dritten Stocke des Café greco in einem Zimmer schliefen.

Allerlei kleine Ursachen trübten aber im Verlaufe der Zeit das freundschaftliche Verhältnis zu Hempel. Er war den Tag über bei Overbeck, dessen Schüler er geworden, während ich zu Hause arbeitete, wobei mich sein alter zottiger Hund Jonassel sehr genierte; dieses Tier hatte u. a. eine Passion, welche darin bestand, getragene Strümpfe, besonders ungewaschene, zu fressen; nicht nur solche, welche Hempel oder mir gehörten, sondern auch diejenigen unserer Hauswirtin waren nach seinem Geschmacke. Diese kam eines Tages zu mir ins Atelier und beklagte sich bitter darüber; es war gerade ein Modell bei mir, welches nach Anhören der Jeremiade bat, man möge ihm den Hund schenken,

um einen Pudel daraus zu machen, der dann gut zu verkaufen sei. Wir frugen, wie dies möglich wäre, indem doch Jonassel ein Spitz sei; darauf sagte das Modell, wir sollten dies nur seiner Sorge überlassen. Weil das Vorhaben gar so sonderbar schien, willigte ich ein; den nächsten Tag schon sahen wir in der Tat den Hund unserem Hause gegenüber an einer Kette, ganz geschoren bis auf den Schnurrbart. Hempel vermißte das häßliche Tier empfindlich, obgleich auch er schon mancherlei durch dasselbe ausgestanden hatte; er ging nun täglich an dem Hunde vorüber, ohne ihn zu erkennen, bis eines Tages Jonassel, zufällig frei von der Kette, auf ihn zusprang und ihn liebkostete; da erkannte er ihn erstaunt und ruhte nicht, bis er die Wahrheit vernommen hatte. Hempel war ein sehr guter Mensch; er verzieh mir; aber sein Umgang mit der Familie Overbeck, welche ihm bemerkt haben soll, es sei nicht begreiflich, wie man mit einem Juden unter einem Dache wohnen könne, mag endlich doch auch dazu beigetragen haben, daß wir auseinanderzogen. Zuletzt wurde aus

meinem freidenkenden Freunde Hempel ein frommer Katholik.

Nach dem cavaliere verliebte sich Frederico Müller in Adelaïde; dieser blieb auch, zwar nicht seinem Glauben, aber seiner Liebe getreu, ward katholisch und heiratete das schöne Mädchen; ich fand Adelaïde nach vielen Jahren in Kassel als Frau Professor Müller wieder.

Es fehlte keineswegs an Bekehrungsversuchen auch an mir; sie blieben natürlich erfolglos; sie machten mich im Gegenteil eher zu einem frömmeren Juden, indem sie mich veranlaßten, Vergleiche anzustellen, welche zugunsten meines angestammten Glaubens ausfielen. Wenn bei anderen meiner deutschen Kunstgenossen, Protestanten, der sinnbestrickende Reichtum, der in der katholischen Kirche entfaltet wird, viel zur Bekehrung beigetragen haben mag, bei mir war gerade das Entgegengesetzte der Fall. Die Abstufungen in der Klerisei, der die hochgestellten Priester umgebende äußerliche Glanz, die würdelose Demütigung der niedrigen Klassen der Geistlichkeit, die Pracht und der Reichtum

in St. Peter usw.; dies alles kam mir wie eine auf Effekt berechnete Schaustellung vor. Im scharfen Gegensatze dazu vergegenwärtigte sich mir dabei stets die Prunklosigkeit und stolze Einfachheit der jüdischen Synagoge, in welcher alle Menschen vor Gott gleichgestellt ihr Gebet verrichten; unsere oft finsternen Gotteshäuser wirkten auf mich inniger, erhebender; sie erschienen mir großartig und ehrfurchtgebietend. Ich sagte denen, welche beabsichtigten, mich zu bekehren, sie möchten sich weiter keine Mühe geben; denn mir werde durch ihre Anregung der Glaube, in dem ich geboren und erzogen sei, nur desto lieber. Auch bemerkte ich ihnen, daß ich in den Evangelien manche Widersprüche fände, überhaupt mich mit der geschichtlichen Wahrheit Christi so recht nicht befreunden könne; denn Josephus, der um jene Zeit gelebt und von ihr berichtet und dabei so ausführlich sei, erwähne seiner nicht. (Die dem Josephus zugeschriebene Erwähnung Christi ist notorisch später eingeschmuggelt, und daher bedeutungslos.) Mein Kollege, der berühmte Maler Rohden,



Versöhnungstag

war so aufrichtig, solcher Argumentation gegenüber witzig zu antworten: „se non è vero, è ben trovato.“

Zum eifrigen Proselitenmacher war auch mein Landsmann, Christian Brentano, geworden, der dieses Metier sogar in den ordinärsten, starkbesuchten Künstlerkneipen betrieb. Er verkehrte des Tags über hauptsächlich mit Geistlichen und Jesuiten; ich hörte später, er selbst sei Jesuit geworden; ich mochte ihn aber doch gut leiden, denn er war ein kurioser Kauz, geistreich in der Unterhaltung.

Ich war gewohnt, als ich in der Via due macelli wohnte, des Abends, wenn ich nach Hause kam, meiner Hauswirtin, einer alten Witwe, während ihres Nachtmahles noch einen Besuch abzustatten; da saß sie, Sra. Teresa, und einige junge Arbeiterinnen. Eines Abends bemerkte ich, daß sie den Teller mit Schinken, der gerade vor ihr stand, beiseite rückte; ich hielt dies für Zufall; da es sich jedoch wiederholte, und sie einmal dazu sagte: „cio non è roba per voi“, ward mir ihre Absicht klar; wohlthuend gerührt

ward ich aber, als ich merkte, daß die Wäsche in meinem Zimmer, anstatt wie bisher des Sonntags, nunmehr jeden Samstag gegen frische gewechselt wurde! Bald darauf mußte ich Rom verlassen; beim Abschied sagte ich zu ihr: „Sra. Teresa, seit kurzem merke ich, Sie wissen, daß ich ein Jude bin; ich bin Ihnen um so mehr herzlich dankbar für so manche Beweise Ihres Wohlwollens und Ihrer Toleranz, die mich erfreut und gerührt haben; aber wer hat es Ihnen gesagt?“ Darauf antwortete sie: „Sie kennen doch den Prete, der öfters in unser Haus kommt, der auch Sie in Ihrem Zimmer mit Weihwasser besprengen wollte, woran Sie ihn aber verhinderten. Der kam damals gleich gelaufen und rief: ‚Wissen Sie, wer in Ihrem Hause ist, wen Sie beherbergen? Der Mann ist ein Jude! Per l’amor di Dio, machen Sie, daß er fortkömmt; sein Landsmann aus Frankfurt kennt ihn genau, es ist unzweifelhaft, daß er ein Jude ist‘, usw.“ Hierauf habe sie dem Prete entgegnet, sie kehre sich gar nicht daran; sie achte die buoni costumi dieses jungen Mannes

und werde ihn in der gewohnten Ruhe auf seinem Zimmer nicht stören. Ich habe diese gutmütige, menschenfreundliche alte Frau in mein Skizzenbuch gezeichnet.

WÄHREND der schwülen Sommermonate verläßt, wie bereits erwähnt, jeder, der nur kann, die Ewige Stadt. Ich besuchte die verschiedenen reizenden Ortschaften der Umgebung, wie Albano, Ariccia, Genzano, Tivoli usw., und war einige Male in Neapel. Während der Villegiatur war ich nie müßig, und besah überall alles, was bemerkenswert war.

Bei meinem Ausfluge nach Florenz hielt ich mich unterwegs in Assisi, und etwas länger in Perugia auf, woselbst sich noch herrliche Bilder von Raffael, während seiner Lehrzeit gemalt, und solche von Perugino befinden. Die Stadt Florenz, ihre herrliche Lage, ihre Monumente, Kirchen, Museen, und besonders ihr Reichtum an wundervollen Gemälden entzückten mich, und es war wohl dort, wo ich am meisten lernte. Ich malte daselbst die „Rückkehr des jungen Tobias“, ein Bild, welches Thorwaldsen so gut gefiel, daß er es von mir kaufte, trotz seiner Genauigkeit es mir gut bezahlte, und als ein Hauptstück unter den von ihm gekauften und gesammelten Bildern auf-

hing. Es befindet sich jetzt in Thorwaldsens Museum zu Kopenhagen. In Florenz war ich durch von Rothschild an das Bankhaus Lamp-ronti empfohlen. Die Familie Ambron Martignani, aus Rom, wohnte damals auch da; sie reiste einmal zu einem Familienfeste nach Livorno, wohin mitzukommen ich von ihr eingeladen ward. Der Wagen war mit gutem koscheren Essen bepackt, welches während der Fahrt mit Lust vertilgt wurde; unterwegs verweilte ich in Pisa genügend lange, um alles, was die Kunst dort bietet, zu sehen: die originellen Bauten, das Campo santo mit seinen herrlichen Fresken usw.

In Livorno wurden wir von dem Bankhause Di Segni gastfreundlich aufgenommen. Es war dies die erste, wirklich gebildete Familie jüdischer Religion und italienischer Nationalität, welcher ich begegnete; ich fühlte mich da gesellschaftlich so wohl, daß ich mich sofort in die Tochter des Hauses, Sara, verliebte; und auch sie gab mir ihr Wohlwollen bei mannigfachen, kleinen Anlässen zu erkennen. Eines Tages, während ich

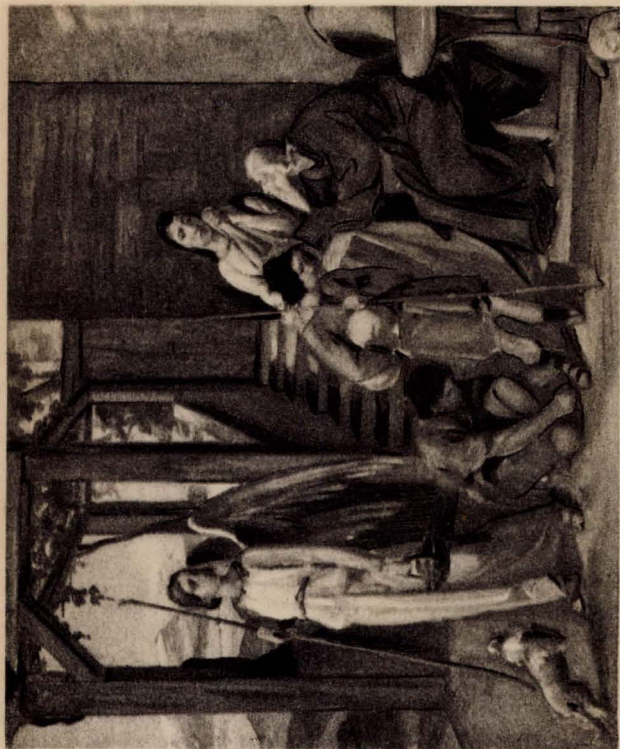
mit ihr Schach spielte, versuchte ich, ihr ein fein geschriebenes Liebesbriefchen unter dem Tische in die Hand zu schieben; sie erschrak dabei so, daß der Brief zur Erde fiel und in die Hände der Eltern gelangte. Ihr jüngerer Bruder, Giacomo, sagte mir am folgenden Tage, wie sehr seine Eltern über diesen Mißbrauch der Gastfreundschaft verstimmt seien und riet mir zu einem Ausfluge nach Lucca, mit dem Anerbieten, mich dahin zu begleiten. Er wußte, daß ich ohnedies die Absicht hatte, einem dort weilenden Prinzen meine Aufwartung zu machen und beabsichtigte, durch die sofortige Ausführung dieses Planes und die dadurch bedingte Abwesenheit, die fausse position, in der ich mich seinem Elternhause gegenüber befand, soviel als möglich abzuschwächen. Ich entschloß mich daher gerne zu der kleinen Reise; unser Wagen hatte aber kurz vor Lucca einen Unfall, wobei mein Frack derart litt, daß ich genötigt war, denjenigen Giacomo auszuborgen, um mich dem Prinzen vorstellen zu können; dieser war jedoch, entgegen meiner Vermutung, kein

Kurhessischer; die Reise war insofern demnach eine vergebliche gewesen. Mein Aufenthalt in casa Di Segni gestaltete sich, des Vorfalles mit dem Briefchen wegen, für mich nunmehr zu einem recht unerquicklichen und bedrückenden; glücklicherweise war er nur noch von kurzer Dauer. Die gute Srna. Ambron Martignani empfand Mitleid mit mir; während der Rückreise nach Florenz drückte sie dies wiederholt durch ein liebevolles „poveretto“ aus. Später erfuhr ich, daß Srna. Sara sich mit einem reichen Juwelier, Fenzi aus Florenz, verlobt und ihn geheiratet hat.

Ich arbeitete bald wieder fleißig an meinem Bilde, der bereits vorerwähnten „Rückkehr des jungen Tobias“, das mir sehr viel Ehre eintrug; ich besuchte häufig die Galerien, und auch die Kirchen, in denen mich die herrlichen Werke Fiesoles und Masaccios besonders entzückten. In Florenz kam ich auch in freundschaftlichen Verkehr mit dem berühmten Historiker Leo, der später ein bekannter Judenfeind geworden, was er in mehreren Schriften bekundete.

NACHDEM ich mich noch einige Monate in Florenz aufgehalten hatte, reiste ich über Assisi nach Rom zurück. Dort nahm ich meine frühere Lebensweise wieder auf, welche geteilt war in dem Bestreben, meine Kunststudien durch fleißiges Arbeiten im Angesichte der Meisterwerke der Alten zu fördern, und in dem Aufsuchen der hervorragendsten lebenden Künstler und ihrer Kunstwerke. Ich war und blieb in freundlichem Verkehr mit Overbeck, Veit, Schnorr, vor allem mit Thorwaldsen, und erfreute mich dabei zahlreicher Einladungen und guter Aufnahme in vornehmen Familienkreisen. Ich war häufig zur Tafel des Grafen Ingenheim gezogen, der eine große Rolle in Rom spielte; ebenso bei Staatsrat Niebuhr, der sowohl als Gelehrter und Historiker, wie auch als preußischer Gesandter, hoch angesehen und gefeiert war. Der seinereitz berühmte Maler Catel machte damals auch ein schönes, mir offenstehendes Haus aus; ich war genötigt, öfter als früher, sorgfältige Toilette zu machen.

Der gesellschaftliche Ton meiner deutschen



Abschied des jungen Tobias

Kunstgenossen hatte sich während meines Gesamtaufenthaltes in Rom sehr geändert. Als ich zuerst von Paris ankam, fand ich noch viele, die einer, dem vorigen Jahrhundert angehörigen, falschen Genialität huldigten; sie verachteten ein anständiges Aussehen, waren nachlässig gekleidet, oft ungekämmt; und wer geputzte Stiefel anhatte, war der Frage ausgesetzt, was er denn heute vorhabe? Auch fand ich damals noch Epigonen der in Flor gewesenen Glaubenshelden: ehemalige Protestanten, zu eifrigen Katholiken geworden; sie erschienen im Café greco in alt-deutschem Rocke, mit frommer Miene und gekreuzten Händen; zu Hause malten sie steife, ungeschlachte, harte, hölzerne Heiligenbilder, schlecht auch in der Zeichnung; und darin glaubten sie dann Gefühl gezeigt und damit eine Renaissance der Kunst bewirkt zu haben. Diese Kumpane waren die sogenannten Nazarener.

Die Franzosen in der Villa Medici waren, unter Direktor Schnetz, wohl mehr Maler, aber doch meistens nur schwache Nachkömmlinge Davids und seiner leeren Zeit; Horace Vernet war be-

reits fort, und sonst befand sich kein hervorragendes Talent unter ihnen. Echte Kunstheroen, welche die Periode meines Aufenthaltes in Rom zu einer glänzenden gestalteten, und in deren Umgang ich mich glücklich fühlte, waren: der große Thorwaldsen, der raffaelische Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Ph. Veit, Heinrich Heß, Koch, Genelli u. a. m. — Cornelius und Schadow waren schon nach Deutschland zurückgekehrt.

Ein echter Künstler war auch der originelle, vorzügliche Karikaturenzeichner Hieronimus Heß aus Basel. Als er einst die römische Synagoge während des Gottesdienstes darstellte, bat er mich, die hebräischen Inschriften, die, wie er hörte, Bibelsprüche seien, aufzuschreiben. Ich schrieb ihm anstatt dessen mit hebräischen Buchstaben allerlei triviale Sprüche, z. B. Narrenhände beklecksen alle Wände; dieses erfuhr er später und rächte sich, indem er mich, karikiert, in der Kirche darstellte, wo jeden Samstagnachmittag eine Anzahl Juden, etwa dreihundert Männer und verhältnismäßig ebenso viele

Frauen, von einem Pfaffen eine Predigt anhören mußten, die sie bekehren sollte. Ein Jesuit mit einer Fliegenklappe schlug jeden Juden, der eingeschlafen war oder es schien, wach. In der ersten Zeit war, der Neuheit wegen, die festgesetzte Zahl (je 300) komplett erschienen; so oft während der Rede der Prediger den Namen Christus aussprach, riefen die Zuhörer im Chor: jemach schemou, einen hebräischen Fluch; der Prediger, der das Hebräische sehr gut verstand, ermahnte sie dann, sich solcher Ausbrüche zu enthalten. Im Laufe der Zeit wurde die Zahl der Kommenden immer geringer; da jedoch die Gemeinde für jeden Fehlenden eine Strafe zu zahlen hatte, so gingen viele zur Kirchentüre hinein und sprangen zu dem entgegengesetzten Fenster wieder hinaus, um sich dann nochmals dem türstehenden Jesuiten, der die Anzahl der Eintretenden zu notieren hatte, zu präsentieren, bis das vorgeschriebene Quantum voll war. Nachgerade erschien die Kirche jedoch auffallend dünn besetzt, und so wurde schließlich der Betrug entdeckt.

Eine besonders interessante Persönlichkeit, hauptsächlich für mich, war der Bildhauer Professor Wagner, das Faktotum des Königs Ludwig von Bayern. Das Gesicht Wagners war demjenigen des Sokrates ähnlich; sein Sinn und Charakter ebenfalls griechisch; dabei war er unerschöpflich an Erzählungen und im Café greco immer von einer Schar Zuhörer umgeben. Er persiflierte die Nazarener, hatte aber auch als Freigeist die vorerwähnten, meistens frommen großen Künstler nicht zu Freunden; Overbeck bildete ihn in seinen schönen Kompositionen „Das Leben Christi“ als einen der Henker ab.

Von großem Einflusse auf die anständigere äußere Erscheinung der deutschen Künstlerwelt in Rom war auch die Anwesenheit einiger Berliner, wie Krahle und Hensel; dieser heiratete, nach Berlin zurückgekehrt, die Schwester Felix Mendelssohns; jener ward verschwägert mit Oppenheim und Warschauer. Diese beiden Künstler waren es, die ein Duell, welches ich mit Schröter, einem langgewachsenen, unbedeutenden Maler, wegen seiner starken Ausdrücke gegen



Susanna im Bade

Juden, provoziert hatte, ohne mein Vorwissen zum friedlichen Ausgleich führten. — Außer den élégants Hensel und Krahel trugen noch Kleber, Begas, Mela, die Soireen des bereits genannten Hauses Catel sowie die Einladungen bei Graf Ingenheim, Niebuhr, Lepel usw. dazu bei, feinere Toilette für mich erforderlich zu machen, was früher nie gehabte Ausgaben, z. B. für Glanzschuhe, weiße Binden und helle Glacéhandschuhe mit sich brachte.

M EIN Verlangen nach Deutschland und zu den lieben Meinigen daheim trieb mich endlich gegen Ende März 1825 von Rom weg; mein Herz aber war durch den Gedanken bedrückt, daß ich im Elternhause den Glanzpunkt, die liebevolle und innigstgeliebte Mutter, nicht mehr vorfinden werde.

Ich übereilte mich daher auf meiner Reise nicht, verweilte in Bologna und blieb über Ostern, welches Fest ich sonst so gerne zu Hause zugebracht hätte, in Venedig. Dort wohnte ein Jugendfreund aus München, der eine reiche und schöne Venezianerin geheiratet hatte; ich genoß Gastfreundschaft bei ihnen, sowie bei seinen Schwiegereltern, die einen herrlichen Palast am Canal grande bewohnten. Ich malte das Porträt der jungen Frau mehrmals und reiste nach einem Aufenthalte von über einer Woche mit etwas verliebten Gedanken weiter, nach München, wo ich mit meinen alten Freunden wieder verkehrte. Dem König Ludwig, der mich in meinem Atelier zu Rom mit öfteren Besuchen beehrt hatte, machte ich meine Aufwartung;

der Hauptstoff seiner Unterhaltung mit mir war jedesmal der, daß die Rothschilds mich und die Kunst unterstützen müßten. Auch in Stuttgart verweilte ich ein paar Tage, woselbst ich in dem Kaullaschen Haus freundliche Aufnahme fand, und kam endlich, am 19. oder 20. Mai 1825, wohlbehalten in Frankfurt a. M. an; dort besorgte mir mein guter Bruder Simon in dem ihm sehr befreundeten Hause der Witwe des Bankiers Aaron May ein angenehmes Unterkommen. Als bald nach meiner Ankunft in Frankfurt traf auch die Kiste mit Bildern, die ich in Rom hatte verpacken und nach Deutschland senden lassen, ein; darunter befand sich mein Bild „Susanna im Bade“, welches der Eigentümer, Baron von Rothschild, mich beauftragt hatte, in seinem Hause hier abzugeben. Wie sehr freute ich mich darauf, dieses kleine Bild, das in Rom so viel Beifall gefunden hatte, von dem in den dortigen Zeitungen so lobend gesprochen worden war, hier ausstellen zu können! Ich malte mir aus, wie es erst hier gefallen werde, und welchen Genuß meine Familie und meine Freunde davon

haben würden, wenn sie das Publikum diese meine Leistung bewundern und sie in den Zeitungen rühmend besprochen sehen würden. Und ich glaubte, dies erwarten zu dürfen; denn zu jener Zeit waren gute Maler hierzulande selten; in diesem Genre hier überhaupt keiner, und mein Bild war tatsächlich gut; streng richtig gezeichnete Charaktergestalten und tiefe, kräftige Färbung; mir hatte dabei die van Eyksche Schule vorgeschwebt. Wie erschrak ich aber, als ich die Kiste öffnete und das Bild, das auf einem dicken, alten Brette gemalt war, lose und aus dem Rahmen fand! Beim Herausnehmen sah ich, daß es während der Reise auf Nägeln hin und her gerutscht sein müsse, und daß die Hauptteile zerrissen und zerstört waren. Mein Kummer war groß! — Der Anblick rührte auch meinen Bruder Simon; er ging und brachte den damals für eine Autorität in Kunstsachen geltenden Dr. jur. Goldschmidt, der mein Werk selbst in zerstörtem Zustande bewunderte und uns tröstete, indem er sagte: „Wir sind zufrieden mit dem jungen Manne; wir sehen, was er leisten



Frau Gutle Rothschild

kann; das Bild wird zum alten Morgenstern gebracht, der wird es wieder herstellen.“ Morgenstern war einer der besten Bilderrestaurateure, hatte aber dennoch lange mit meinem Bilde zu tun; denn nicht nur, daß es arg zerkratzt war, auch der Firnis war allzu stark aufgetragen; als dieser abgenommen worden, zeigten sich Wurmlöcher im alten Brette, die auszufüllen viel Arbeit verursachten; kurz, es währte geraume Zeit, bis das Bild notdürftig restauriert war.

Ich erhielt Besuche von den Patriziern Frankfurts; Moritz von Bethmann (der Vater), Jean Noé Dufay und andere fuhren bei mir vor und bestellten Bilder. Auch die Frau Kurfürstin von Hessen beehrte mich mit ihrem Besuche und schrieb mir dann einen sehr huldvollen Brief. Diese Anerkennungen gaben mir viel Ehre und trugen mir viele Bestellungen ein, namentlich malte ich die Porträts der reichsten jüdischen Familien, welche mir gut bezahlt wurden. Ich malte schöne Judenmädchen, stellte sie in Lokale des „Museums“ (aus welchem die heutige Museumsgesellschaft hervorgegangen) aus, und

erhielt das Diplom eines Ehrenmitgliedes, eine Auszeichnung, die damals noch keinem Juden zuteil geworden war.

Später bekam ich viel für die Familie Rothschild zu tun; die, welche in Neapel gewesen, übersiedelten hierher; sie und auch Baron Anselm mit seiner kunstliebenden Frau Charlotte machten fürstliche Häuser; ich besuchte die besten und glänzendsten Gesellschaften. Als ich der Frau Baronin Charlotte vorgestellt wurde, frug sie mich, ob ich ihr Unterricht geben wolle? Ich antwortete, daß ich gewöhnlich keinen Unterricht erteile, daß ich aber ihr gerne und ganz zu Diensten stehe. Sie bemerkte den Hochmut, der in dieser Antwort durchschimmerte, und sagte darauf: „Der Baron Gérard hat mich auch unterrichtet, und ich zahlte ihm für jede Stunde einen Louisdor.“ Dieses ging mir doch in die Nase; trotzdem wiederholte ich nur, daß ich ihr gänzlich zu Diensten stehen werde; wirklich gab ich ihr nicht wie andere Lehrer Billetts für gegebene Stunden, sondern ich gewöhnte sie gleich an mein unregelmäßiges

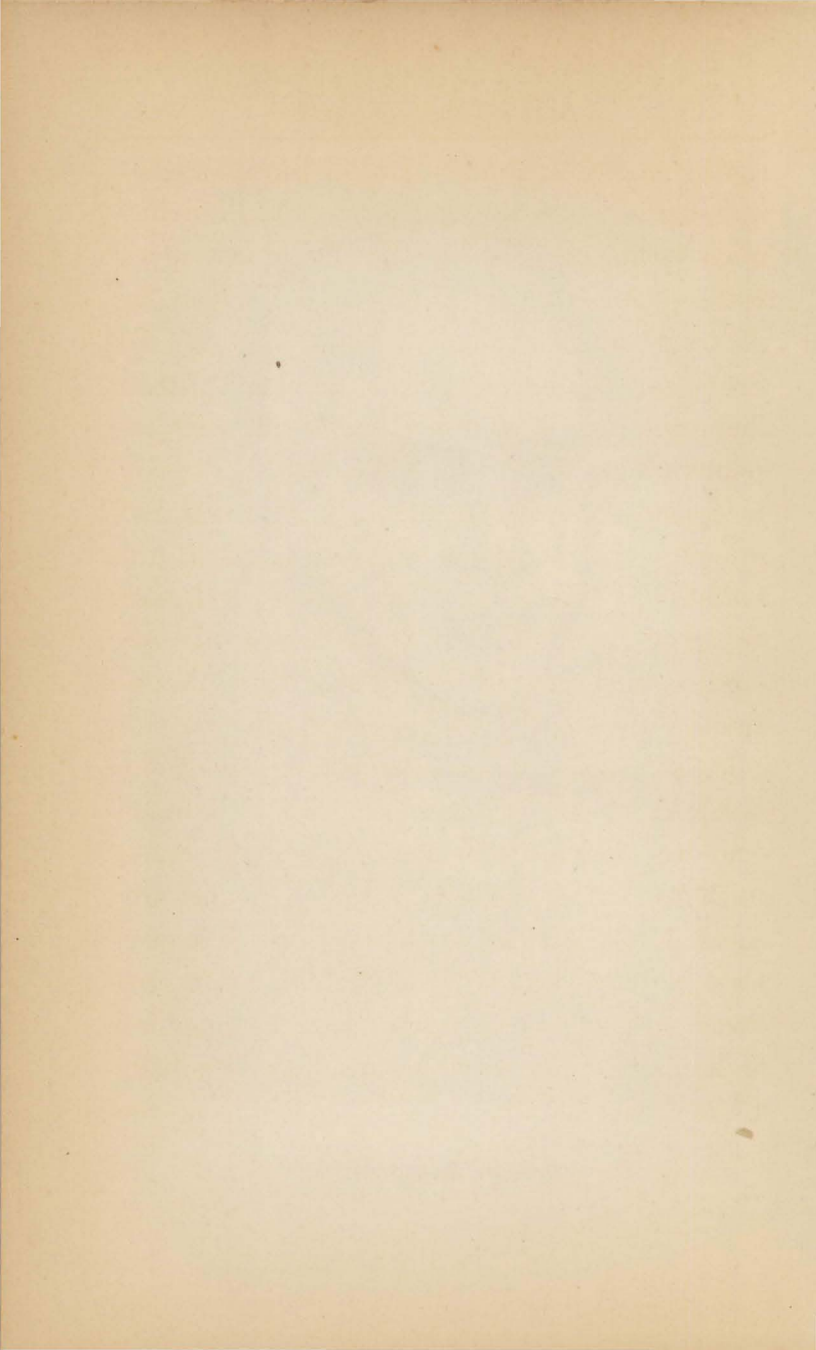
Kommen und Gehen; doch war sie mit ihrem Lehrer sehr zufrieden, wofür ihre häufigen Besuche in meinem Atelier und ihre liebenswürdigen französisch geschriebenen Briefchen mit reichhaltigem Inhalte Beweis waren. Sie ließ auch die Kuppel ihres Hauses von mir dekorieren. Ich malte mythologische Sujets in die acht Felder; sie selbst stellte ich als Psyche dar, ohne es ihr zu sagen; doch merkte sie es bald. Zu gewissen Gelegenheitstagen verfertigte ich auch Gedichte für sie; die Blütezeit meines Unterrichtes aber war, als sie für ihren Onkel Am-schel die Hagada illustrierte.

Ich entwarf die Sujets dazu, die sie im Geschmacke der alten Missalen ausführte, wozu sie sich nicht ohne beträchtlichen Kostenaufwand mit Miniaturen versehene Manuskripte aus der Pariser Bibliothek verschaffte; den Text schrieb der beste damalige jüdische Kalligraph Messeritz, und es kostete der Baronin dieses Manuskript gewiß mehrere tausend Gulden. — Man nannte mich: Maler der Rothschild und Rothschild der Maler.

Zu jener Zeit war der Deutsche Bundestag in vollster Blüte, und alle Gesandten samt ihrem Personale fanden sich oft bei Bällen, Gesellschaften und Diners im Hause des Baron Anselm von Rothschild zusammen. Die innere Einrichtung dieses Hauses zeigte ein wahres Non-plusultra von Reichtum und kunstsinnigem Geschmack; jedes Zimmer war im Stile einer Epoche regelrecht dekoriert und voll der seltensten objets d'art. Es fehlte eigentlich nur eine entsprechende Anzahl guter Bilder, und es gelang mir damals, die berühmte Sammlung des Herrn de Reus aus dem Haag für die Frau Baronin zu erwerben; den geforderten Preis von ca. 100 000 fl. billigte ihr Gemahl sofort. Überhaupt, so genau der Herr Baron auch sonst zu sein pflegte, seiner Frau gewährte er doch jede Summe, die sie verlangte; als sie beispielsweise einst 2000 fl. vom Kassierer des Hauses von Rothschild erhalten wollte, schrieb sie irrtümlich eine Null mehr, 20 000 fl.; dieser ungewöhnlich großen Summe wegen glaubte der Kassierer, bei dem Baron erst um die Ermäch-



Anselm Rothschild



tigung zur Auszahlung anfragen zu sollen; dieser aber verwies ihn zankend: „Sie brauchen mich nicht erst in solchem Falle zu befragen; was und soviel meine Frau verlangt, haben Sie ihr sogleich zu geben.“ — Und so ward ein Schiebkarren, mit zwanzig Goldsäcken beladen, ihr geschickt, worüber sie natürlich sehr erstaunt war.

In besonderer und angenehmer Erinnerung sind mir einige Feste, denen ich in dem von Rothschildschen Hause beiwohnte. Der berühmten Schauspielerin Rachel zu Ehren wurden alle Gesandten, die ganze Hautevolée und die Haute-finance eingeladen; alles war bemüht, der Gefeierten nahezukommen und ihr vorgestellt zu werden. Ich hielt mich bescheiden im Hintergrunde; dies bemerkte Baron Anselm, nahm mich beim Arm und führte mich zu ihr. Die feine, edle, poetische Erscheinung dieser Künstlerin und ihre Sprachweise (sie deklamierte eine Szene aus Esther) kann ich nie vergessen. Eine andere große Soirée war zu Ehren des Kurfürsten von Hessen, und an einem ferneren

Abend wurden lebende Bilder gestellt, mit deren Arrangierung ich betraut war. Teils wählte ich bekannte Sujets, teils komponierte ich sie selbst; die schönste und reichste Jugend stellte sich mir dabei zur Verfügung; eine große Bühne ward aufgerichtet, und kein Geringerer als Minister Blittersdorf assistierte mir während der Proben und bei der Aufführung. Darauf folgenden Tages beteiligte mich Baron Anselm mit 200 Stück kurhessischer 40-Talerlosen, deren Realisierung ansehnlichen Nutzen brachte. Meine pekuniären Verhältnisse gestalteten sich recht günstig, und ich konnte mit der Zeit nach annähernder Schätzung alles, was mein Bruder Simon während meiner Studienjahre in generöser Weise für mich bezahlte oder mir zukommen ließ, ihm zurückerstatten. Daß dies einst geschehen könne, war nicht vorauszusehen, keinesfalls mit irgendwelcher Sicherheit zu erwarten, und ich muß deshalb sein mir gezeigtes Entgegenkommen um so dankbarer anerkennen; er war in der Tat generös; denn zu allen Zeiten, selbst dann, wenn es ihm nicht ge-

rade gut ging, war er bereit, mir und überhaupt der Familie Opfer zu bringen.

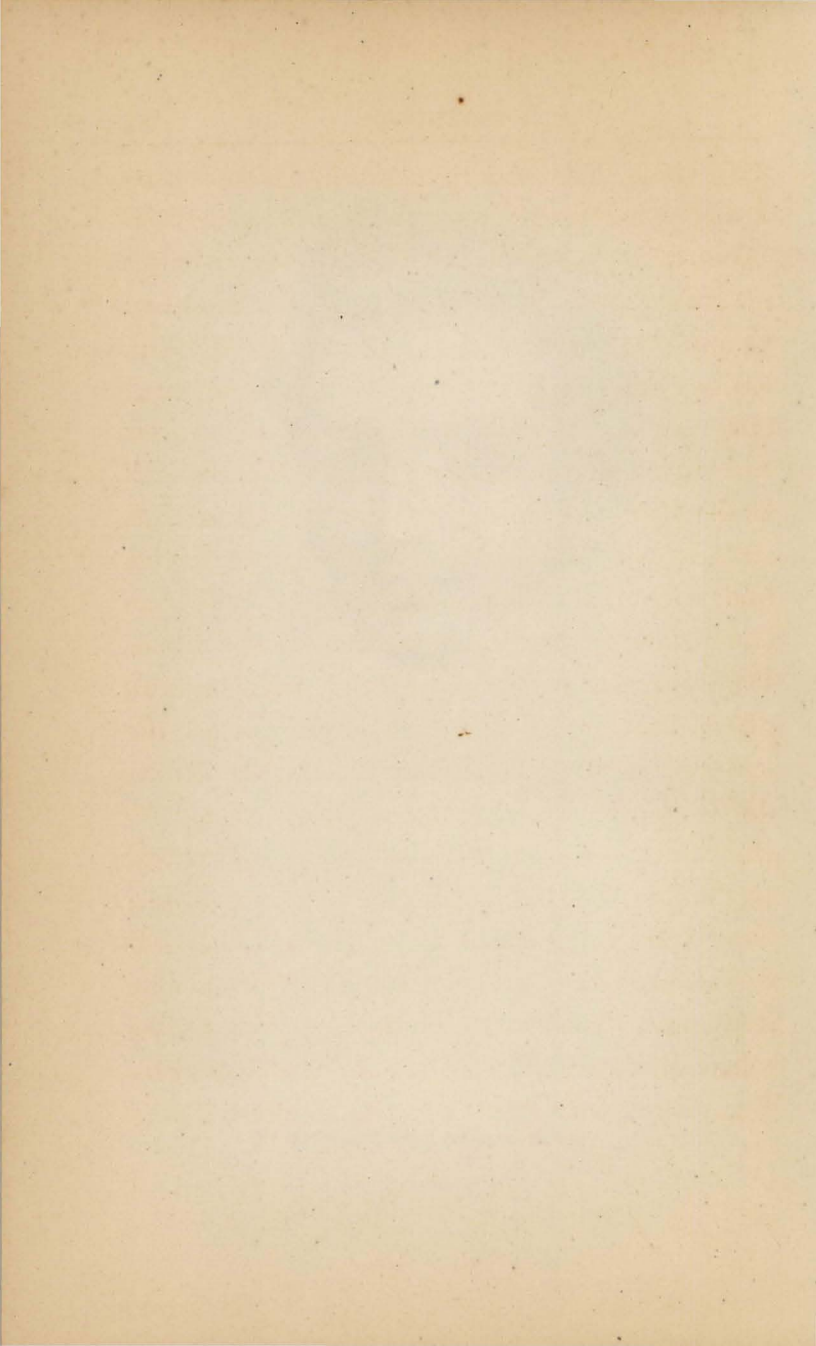
Trotz aller Ehrenbezeugungen, welche mir zu-
teil wurden, und ungeachtet der durch meine
Kunst erworbenen materiellen Erfolge, behielt
ich doch immer eine sehr geringe Meinung von
meinen Fähigkeiten und Leistungen. War und
ist dies wirkliche Bescheidenheit, Selbstkennt-
nis, Ängstlichkeit oder die Erkenntnis des Ho-
hen, Schwierigen und Bedeutenden in der
Kunst?

Neben der Ausübung meines Berufes bot sich
mir auch öfters Gelegenheit, der noblen Leiden-
schaft, welche alle Glieder der von Rothschild-
schen Familie gleichmäßig beseelte, und die auf
Erwerb gediegener alter Kunstgegenstände ge-
richtet war und ist, Befriedigung zu schaffen.
Jeder und jede in dieser Familie, sie alle sam-
melten eifrig; und da sie meinen Sinn dafür
kannten und mein Verständnis würdigten, nutz-
ten sie meine Vermittlung; und ich darf sagen,
ich habe ihnen vieles und Wundervolles zu
Spottpreisen zu verschaffen gewußt. Beispiels-

weise war ein Graf Schönborn im Besitze fürstlicher Kunstschatze, die er weniger als seine Vorfahren und Nachkommen zu würdigen wußte, und daher mir vieles billig überließ, was ich dann für die von Rothschild mitbrachte. Um solche Gegenstände entspann sich dann ein Wettstreit der Herren und Damen dieser Familie; sie waren sonst wohl auf nichts eifersüchtig, nur untereinander auf die Erlangung solcher Kunstsachen; jeder wollte für sich das, worauf der andere reflektierte, und ich hatte dabei oft einen schweren Stand; denn ich wünschte doch, mich mit allen von ihnen zu halten, es mit keinem zu verderben.



James von Rothschild



ICH habe viele Reisen gemacht; meine erste wieder in Deutschland war von Frankfurt über Weimar nach Kassel. Ich war dann noch zweimal in Italien, zweimal in England (London und Cambridge), mehrmals in Holland und Belgien, einige Male in Berlin, öfter in München, Hamburg, Wien, Dresden, in Schlesien und in der Schweiz; und viele Male in Paris, besonders oft zu der Zeit, als mein jetzt seliger Sohn Emil dort wohnte. Überall besah ich die Merkwürdigkeiten und suchte alles besonders Schöne, das verkäuflich war, für meine Gönner zu erwerben. Während ich auf der Reise im Waggon saß, pflegte ich meine Bilder zu komponieren, die ich dann zu Hause ausführte; kurz, ich nützte die Zeit, war sehr tätig und fleißig.

Durch den bereits zu Anfang erwähnten Professor Weber, der früher Hofmeister des jungen Grafen Benzel-Sternau war, kam ich in Briefwechsel mit Goethe, was mich veranlaßte, meine Reise nach Kassel über Weimar zu machen. Eine solche Reise erforderte damals noch mehrere Tage; ich mietete Platz in einem Hauderer. Mein

zufälliger Reisegefährte nach Weimar war der Dichter Holtei; in seinem Buche „Vierzig Jahre aus meinem Leben“ erzählte er von dieser Fahrt und daß er sich gar nicht in Weimar habe aufhalten wollen, daß aber meine Gesellschaft und mein guter Humor ihn veranlaßt hätten, dort zu verweilen, welcher Aufenthalt auf seine ganze fernere Lebensrichtung Einfluß gehabt habe.

Wir waren in Weimar zwei interessante Fremde; mit allen dort lebenden Berühmtheiten kamen wir in gesellige Berührung, insbesondere mit Goethe, der mich einen „Jüngling von sechzig Jahren“ nannte, was mir schmeichelte, weil ich sonach kein „dummes Jüngelchen“ gewesen sein mußte. Als mir der Großherzog von Sachsen-Weimar den Professor-Titel verlieh, bedankte ich mich bei Goethe, welcher bei der Gelegenheit sagte: „Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge.“ In Weimar malte ich das Porträt des Kanzlers von Müller; dagegen hatte ich dort „porträtirt zu werden“ auch die Ehre, und zwar von der schönen Gräfin von Egloffstein, welche Goethe besungen hat und in

welche er nicht minder wie ich verliebt war. Die schöne Gräfin war eine passionierte Malerin; sie sammelte Autographen, indem sie berühmte Leute zeichnete, welche ihr dann was unter ihre Zeichnung schreiben mußten; als sie verlangte, daß ich meine Unterschrift dem Porträt zufügen sollte, welches sie von mir gefertigt hatte, schrieb ich: „Wie Vieles verdanke ich der Kunst“.

Die berühmte Schauspielerin Jagemann, spätere Gräfin Heigendorf, die Geliebte des Großherzogs, lud Holtei und mich zu einem Souper, zu welchem auch der Großherzog, dessen Kuvert für ihn bereit stand, erwartet wurde; er erschien auch und hörte Holteis Vorlesung eines Shakespeareschen Dramas; Holtei las alle Rollen des Stückes mit verschiedener Stimme, sowohl Männer als Frauen imitierend; darin bestand seine hauptsächliche Force.

Interessante Persönlichkeiten in Weimar waren zu jener Zeit auch der Improvisator Wolf, der erste, der in Deutschland in diesem Fache Aufmerksamkeit erregte, sowie Ferdinand Hiller, damals ein Schüler Hummels; ersteren sah ich

oft, und wir schlossen Freundschaft. — Fräulein Ullmann in Weimar schenkte mir ein Stammbuch, wodurch ich veranlaßt ward, von den vielen, dort lebenden, berühmten Personen Autographen zu sammeln; einmal von Weimar entfernt, blieb die Sammlung vernachlässigt; ein Brief Goethes ist mir sogar abhanden gekommen! Mehrere seiner Einladungskarten an mich, mit seiner eigenhändigen Unterschrift versehen, habe ich Freunden oder Autographensammlern geschenkt.



Adelheid Oppenheim geb. Cleve

BALD nachdem ich nach Frankfurt zurückgekehrt war, verheiratete ich mich mit der mir stets treu gebliebenen, guten, frommen Adelheid Cleve, ungeachtet aller von seiten ihrer Großmutter gemachten Schwierigkeiten, welche sich der Verbindung widersetzt hatte, weil ich ein Maler war. Meine liebe Adelheid gefiel sehr; sie war hübsch, hatte eine sehr interessante Physiognomie, und war dabei anmutig und liebenswürdig.

Als wir einst in einer Gesellschaft bei Marcus Königswarter waren, stellte mich derselbe mehreren Offizieren vor, indem er sagte: „Herr Professor Oppenheim, ein Maler; — hat's aber gottlob nicht nötig“. — Es ist merkwürdig, daß diese Worte in ganz Deutschland bekannt wurden, und mich bekannter und berühmter machten als meine Bilder. Als ich einige Jahre später Herrn Königswarter bei einer Gratulationsgelegenheit besuchte, frug er mich nach dem Charakter und den Vermögensverhältnissen des Malers Veit; dieser hatte bei Königswarter gemietet, welcher schon öfters Pech mit seinen Mietern

gehabt hatte, und daher vorsichtig war. Ich antwortete: „Seien Sie unbesorgt, Herr Königswarter; Veit ist zwar ein Maler, hat's aber gottlob nicht nötig“. Alle Anwesenden lachten; Herr Königswarter aber rief aus: „Das habe ich damals von Ihnen gesagt; war es denn so dumm oder so gescheit?“

Der Freundschaft Dr. Gabriel Rießers habe ich viel Erfreuliches zu verdanken. Seine glänzenden Reden in der Paulskirche, die Triumphe, welche er dort feierte, und welche in seiner Erwählung zum Präsidenten des Parlamentes gipfelten, beglückten mich im höchsten Grade; ich war und bleibe stolz auf die mir von seiten dieses großen Mannes bekundete Freundschaft und Liebe. Wie geistreich und liebevoll schrieb er meine Biographie! Als er Notizen dazu verlangte, sagte ich ihm: „Ein guter Koch kann sogar einen ledernen Handschuh durch eine gute Soße appetitlich zubereiten“; — und wie pikant hat Rießler diese Soße zu machen gewußt! Bemerkenswert ist, daß Rießler, der die Sprache so gewaltig beherrschte, vorgab, nicht imstande

zu sein, ein Verschen zu machen; dagegen sprach er mir in dieser Richtung Talent zu, und bat mich zuweilen, Stammbuchblätter für ihn zu verfassen, und sie gefielen ihm so wohl, daß er sie unter seinem Namen hergab. Unter anderen quälte ihn eine Freundin seiner Nichte, die später meine Schwiegertochter ward, um ein Verschen für ihr Stammbuch, und ich improvisierte ihm:

Der Freundin meiner Nichte
Vertrau' ich insgeheim:
Ich mache nie Gedichte,
Mir macht sie Oppenheim.
Und heute schickt mir dieser
Ganz einfach nur den Spruch:
„Erinnerung an Rießer“ —
Er meint — dies sei genug!

Vor Rießers Rückkehr nach Hamburg ward ihm von mehreren hundert Personen aus den vornehmsten Kreisen ein brillantes Abschiedsfest gegeben; viele Lieder wurden zu der Gelegenheit gedichtet; zu den mit dem größten Beifall auf-

genommenen und mit Eifer gesungenen gehörten diejenigen, deren Text ich verfertigt und bekannten Melodien angepaßt hatte. Der darin entwickelte Humor gefiel sehr, und ich ward mitgefeiert; Rießler hatte eine besonders liebevolle Art, seine Freude und seine Dankbarkeit zu bezeugen.

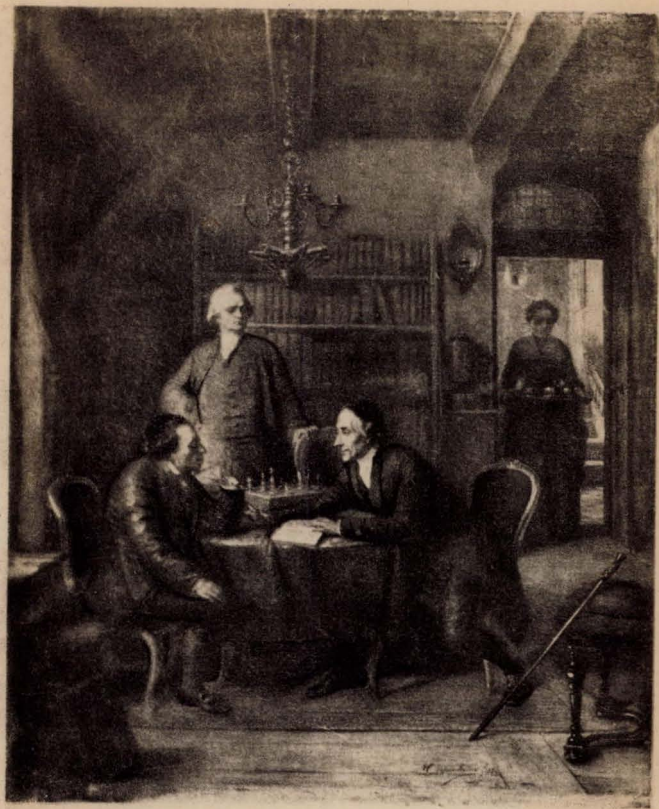
In jener Epoche versammelten sich bei dem alten Jügel alle vierzehn Tage eine große Anzahl Gelehrter und Künstler. Der Verein nannte sich „Hanswurstika“. Bei sehr gutem und heiterem Souper gab dann jeder sein Bestes, und humoristische Gelegenheitsgedichte von mir fanden auch hier lebhaften Anklang; besonders bei einem Feste, welches der Verein am Ende der Saison der Familie Jügel gab, wurden meine Lieder (nach Speyers Melodien) wiederholt mit wahrer Begeisterung gesungen. Auch sonst veranlaßten mich die Künstler, namentlich als sie Philipp Veit feierten, Verse zu liefern; und daß sie diesem besonders gut gefielen, bewies er mir dadurch, daß er öfters in seinen Dankreden die komischsten Stellen aus meinen Versen zitierte.



Heinrich Heine

In Philipp Veit schätzte ich den Künstler sehr hoch, und auch den Menschen hatte ich quand même in ihm sehr gern. Nach seiner Ankunft in Frankfurt, als Direktor des Staedelschen Instituts, bezog er eine sehr bescheidene Wohnung in dem hinteren Trakte eines Hauses der Großen Gallusgasse, woselbst ich häufig und gerne im Kreise seiner Familie den Abend verbrachte. Seine Mutter, Dorothea von Schlegel, wohnte bei ihm; wenn ihre Enkelchen, vor dem Schlafengehen, ihr eine gute Nacht wünschten, gab sie ihnen den Segen und machte das Zeichen des Kreuzes dazu; dieses Zeichen bei der Tochter Moses Mendelssohns machte mir immer einen wehmütigen Eindruck. So auffällig fromm diese Mutter ihren katholischen Glauben zur Schau trug, so wenig geschah dies von seiten der gewiß nicht minder frommen Kinder. Veit hatte mit mir nie weder von seiner jüdischen Abstammung, noch von seinem nachmaligen katholischen Glauben gesprochen; nur einmal, als wir uns bei Konditor Röder trafen, und ich die Bemerkung machte, daß, wenn ich Gefrorenes

esse, ich oft an seinen Großvater dächte; der habe so gerne Zucker gegessen, daß er bedauerte, keinen Zucker zu Zucker essen zu können; da brachte Veit die Rede auf ein Bild, welches ich gerade in der Arbeit hatte, und welches die bekannte Episode: „Lavaters Besuch bei Moses Mendelssohn“ darstellte; Lavater versucht, diesen zu bekehren, und zwar verlangt er, daß Mendelssohn sich seinem Wunsche füge und sich taufen lasse, oder daß er öffentlich seine Gegenstände darlege. Veit gestand, daß er diese Episode aus dem Leben seines Großvaters nicht genau kenne; und ich erzählte ihm, wie geschichtlich erwiesen, Mendelssohn damals in peinlicher Lage war; wie er sich darüber ge-
grämt habe, weil er sich habe nicht aussprechen dürfen, wie er es gekonnt und von Herzen gern getan hätte; nur dem Herzog von Braunschweig, der ihn dringend darum gebeten, habe er seine Gegenstände nicht vorenthalten. Darauf tat Veit unter Seufzern die Äußerung: „Wer weiß, was er jetzt dafür büßen muß!“ — Veit war sonst ein ganz gescheiter Mann.



Mendelssohn, Lavater und Lessing

Um jene Zeit kam Heinrich Heine nach Frankfurt; er hatte sich bereits durch seine Schriften einen Namen gemacht, vornehmlich durch seine Reisebilder, deren Witze in jüdischen Kreisen den meisten Anklang fanden, weil sie dort am besten verstanden wurden. Ich malte ihn; später verlangte er von Paris aus sein Porträt von mir für seinen Verleger Campe, dem ich es auch zuschickte. An einem Samstag war Heine zu Mittag mein Gast; ich hatte noch einige seiner Verehrer gebeten und ihm zuliebe echt jüdische Küche bereiten lassen: „Kuchel und Schalet“, die Heine sich auch sehr gut munden ließ. Ich bemerkte scherzend, daß er bei dem Verzehren solcher Gerichte wohl Heimweh empfinden müsse, wie ein Schweizer, der in der Fremde den Kuhreigen hört. Dadurch kam die Rede auf seine Taufe; auf die Frage eines Gastes, was ihn dazu bewogen habe, da er doch in seinen Schriften mit dem Christentume auch nicht gerade glimpflich umgegangen sei, entgegnete Heine ausweichend: „Es komme ihm schwerer, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, als seine Religion zu wechseln.“

In einer seiner späteren Schriften, von seinem Aufenthalt in Frankfurt sprechend, erzählt Heine von dem guten Schabbes-Essen, das er bei dem nachmaligen Geh. Rat Stiebel genossen habe. Nun erinnerte er sich aber gewiß genau, daß er solches Schabbes-Essen nicht bei dem Genannten bekommen hatte, und ohne Zweifel berechnete er mit Malice, daß es den neugetauften Juden ärgern müsse, wenn diesem noch eine alttestamentarische Küche angeheftet werde; ich habe mich überzeugt, als ich einst mit Dr. Stiebel davon sprach, daß Heines Nadelstich seinen Zweck nicht verfehlt hat.

Kurz nach der Julirevolution malte ich auch Börnes Porträt, welches sich jetzt in der Staedelschen Galerie zu Frankfurt befindet. Börne kleidete das Honorar, welches er mir schickte, in einige geistreiche Zeilen, deren Schluß ich mich noch wohl erinnere; dieser lautet: „Es liegt ein Fluch im Gelde; danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht habe.“ — Einen längeren, schönen und launigen Brief, den er an mich von Baden aus richtete, wegen eines



Ludwig Boerne

Faksimile unter seinem Porträt, fand ich kürzlich in einem Bande von Gutzkows Werken, Börnes Biographie enthaltend. Es tut mir jetzt leid, viele solcher interessanter Briefschaften der beutegierigen Jugend preisgegeben zu haben. Die Porträts Heines und Börnes habe ich später lithographiert, und sie sind als Pendants bei dem Kunst- und Buchhändler König in Hanau erschienen.

EINE mir liebe Episode in meinem Leben bildet die in neuerer Zeit gemachte Bekanntschaft (es war anlässlich einer Reise in die Schweiz) mit der Gräfin Della Rocca, geb. Castiglione. Ihre noble Gestalt, welche mich an diejenige der Julie von Egloffstein erinnerte, bestrickte mich förmlich; sie war eine schöne, sogar auffallend schöne Erscheinung und unbeschreiblich liebenswürdig. In fesselnder Unterhaltung mit ihr gab sich, jedoch keineswegs zur Schau getragen, ihre feine Bildung und ihr vielseitiges Wissen kund. In Frankreich erzogen, verband sich bei ihr französische Grazie mit italienischen Temperament; unter dem Pseudonym „Camille Henry“, dem Taufnamen ihres Freundes Cavour, den sie sehr verehrte, schrieb sie ganz reizende kleine Romane, von denen sie mir später zuschickte. Die Gräfin besuchte mich in Frankfurt; auch die Meinigen waren so sehr entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit, daß sie meine überaus große Sympathie für diese Dame nur erklärlich, ja natürlich fanden. Sie fühlte auch wohl, welchen Eindruck sie auf mich hervor-

gebracht hatte, was übrigens nicht wundernehmen kann, denn auch minder begabte Frauen pflegen dergleichen bald zu merken. In ihren schönen Briefen, die sie mir eine Zeitlang schrieb, leuchtet durch jede Zeile liebevolle Gesinnung, die ich in meinen, in französischer Sprache geschriebenen Antworten erwidern wollte; ob mir dies aber gelungen sein wird? Tatsächlich hat sie mir ihr Wohlwollen bewiesen, indem mir Vittorio Emmanuele den Maurizius- und Lazarusorden zur Zeit meiner silbernen Hochzeit verlieh, was ich wohl mehr ihrer Gunst, als meiner Kunst verdanke. Eben- sowenig bilde ich mir ein, daß ich den preußischen Kronenorden nur meiner Kunstleistungen wegen erhalten habe; doch ist es wohl auch ein Verdienst, die Gunst derjenigen zu erlangen und zu erhalten, welche solche Auszeichnungen zu erteilen haben. Bei Gelegenheit finde ich es zweckmäßig, die Bändchen dieser beiden Orden ins Knopfloch zu stecken.

Wohl habe ich mit manchem meiner Bilder manchem Freude gemacht, und auch selbst

Freude daran gehabt, bin aber darum doch nicht eitel auf meine Leistungen geworden. Wer, wie ich, viel in der Welt herum war, und überall die großartigen Kunstschöpfungen gesehen, bewundert und studiert hat, der muß entweder ein Narr oder ein wirkliches Genie sein, wenn er nicht bescheiden bleibt. Der Himmel muß mich aber doch mit einigem Talent, oder mit „chein“ begabt haben; denn ich hatte oft und viel Umgang mit den bedeutendsten Menschen meiner Zeit; viele beehrten mich mit ihrem Wohlwollen, viele begünstigten und erfreuten mich mit ihrer Freundschaft.

*

Bei diesen späten Erinnerungen, zunächst für meine lieben Angehörigen und auch wohl noch für einige Freunde, im Jahre 1880 geschrieben, habe ich gar manches vergessen und manches, sogar vieles, absichtlich unerwähnt gelassen; denn diese Aufzeichnungen sollen ihnen nur angenehme Reminiszenzen bieten. Wenn auch sie einstens späte „Erinnerungen“ schreiben, mögen sie dann nur Erfreuliches zu berichten haben.

AMEN

NACHWORT
DES HERAUSGEBERS

Moritz Oppenheim, der Maler Börnes, Heines, der Maler der Rothschilds, bekannt auch dem Goetheforscher durch seine Beziehungen zu Goethe, ist in weitesten Kreisen durch seine „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben“ populär geworden. Es bedarf also keiner Rechtfertigung, seine „Erinnerungen“ herauszugeben, die zunächst nur für seine Angehörigen und Freunde bestimmt waren, zumal diese Aufzeichnungen über das Persönliche hinaus den Wert eines kultur- und kunstgeschichtlichen Dokuments besitzen.

Ein Achtzigjähriger spricht zu uns, und es ist nur natürlich, daß in seiner Erinnerung Eindrücke der Jugendjahre lebendiger geblieben sind als manches später Erlebte, und daß er bei den ihm Nahestehenden, an die er sich (nach seinen Schlußworten) wendet, alles Wichtige und Wissenswerte aus der zweiten Hälfte seines Lebens als bekannt voraussetzt, um so eingehender also seine Jugend schildert. Darum scheint es jedoch nötig, manches richtigzustellen, zu erläutern und zu ergänzen. Oppenheim sagt selbst, daß er „gar Manches vergessen habe“. Daß er trotz aller geistigen Frische, in diesen späten Aufzeichnungen nicht nur mit Absicht manches, was uns zu erfahren willkommen wäre, unerwähnt gelassen hat, daß dem alten Manne zuweilen auch Verwechslungen und Unrichtigkeiten unter-

laufen sind, ist allzu begreiflich; soweit als möglich soll deshalb pietätvoll versucht werden, das Lebensbild des liebenswerten Künstlers und Menschen zu vervollständigen.

Nicht ohne Grund nennt Leopold Stein, der Kommentator seiner „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben“, Moritz Oppenheim einen „Günstling des Himmels, schon in seiner Kindheit von den Genien der alten und neuen Zeit umgeben“. — Im Großherzogtum Frankfurt, zu dem auch Oppenheims Geburtsstadt Hanau gehörte, fielen im Jahre 1811 — unter Dalberg — die Tore der Judengasse. Da Moritz Oppenheim nach christlicher Zeitrechnung entweder am 7. oder 8. Januar 1800 geboren wurde, gehört seine Jugendzeit in die Ära der geistigen und politischen Befreiung der Juden. So wurde ihm eine Erziehung und künstlerische Ausbildung ermöglicht, die vor seiner Zeit seinen Glaubensgenossen nur in begrenztem Maße erreichbar war, um so mehr, da zu der Beschränkung von außen mindestens ebenso stark hindernd das religiöse Veto gegenüber jedem Drang nach bildnerischer Betätigung hinzukam. Man mag Oppenheim daher mit Fug als den ältesten jüdischen Maler Deutschlands, der zu Bedeutung gelangt ist, ansprechen, denn es hat sich — soweit bekannt — vor ihm kein Jude bei uns als bildender Künstler ausgezeichnet.

Die „Erinnerungen“ aus der Jugendzeit geben in ihrer einfachen Frische und Ausführlichkeit ein klares Bild der Entwicklung Oppenheims. Aus dem Beginn seiner Studienzeit wäre nur nachzutragen, daß er zu den ersten Schülern des Staedelschen Kunstinstituts in Frankfurt zählte. Im übrigen

fehlt aus dieser Epoche wohl kaum etwas in seinen Aufzeichnungen, was der Erwähnung wert wäre.

Dagegen kann einiges von Interesse für Oppenheims Beziehungen zu Goethe ergänzt werden. Am 30. September 1826, anlässlich der Übersendung der Entwürfe und Bilderskizzen, schrieb Oppenheim den ersten Brief an den Dichter:

Ew. Exzellenz!

Gewiß ist es eine Dreistigkeit, Ew. Exzellenz, dessen klarer, tiefer Blick in Kunst und Leben nur auf Vollkommenes sieht und nur Vollkommenes befriedigen kann, Kleinigkeiten, wie meine hierbei folgenden Skizzen zur gütigen Berücksichtigung darzubringen. Doch Herr Professor Weber ermutigt mich dazu, und ich gestehe (da ohnehin für Ew. Exzellenz von allen Handlungen der Menschen die Ursachen schwer zu verhehlen sind), daß eine gewisse Eitelkeit zu diesem kühnen Schritt viel beiträgt; denn das Schmeichelhafteste, was ich bis jetzt meiner schwachen Kunst verdanke, ist der bloße Anlaß schon, mich dem größten Manne unsrer Zeit nähern zu dürfen. Wie glücklich würde ich erst sein, wenn Ew. Exzellenz meinen geringen Ideen die hohe Ehre eines Urtheils würdigen wollten! das gewiß meinem künftigen Kunstweg eine entschiedene Richtung geben würde. Damit aber diese ergebenste Zusendung mir nicht bloß eine vorübergehende Gelegenheit bleibe, würde es mir zugleich zur höchsten Freude gereichen, wenn Ew. Exzellenz mir diejenige unter diesen Skizzen bezeichnen wollten, welche Ihnen am meisten zusagt, damit ich

solche auszeichne und Ew. Exzellenz als einen bleibenden Beweis meiner Huldigung zu Füßen legen kann . . .

Das eigenhändige Antwortschreiben Goethes, adressiert an Herrn Oppenheimer, vorzüglichen Maler, Frankfurt/M., lautet:

Sie erhalten hierbei, mein werthester Herr Oppenheim, die mitgetheilten Skizzen dankbar zurück. Ein glückliches Malertalent ist darin nicht zu verkennen, und ich gestehe gerne, daß ich mich an den mannigfaltigen Gedanken und Compositionen erfreut habe. Wollen Sie mir zum freundlichen Andenken irgend ein Blatt bestimmen, so wünschte ich den kleinen Tobias, dessen gut gedachte Gruppe als Träger von Licht und Farbe nochmals durchgesonnen, sich sehr gut ausnehmen würde; wobei ich dem Engel die Gestalt eines lustig gesunden Wanderers wünschte, dem so besorgte Eltern allenfalls einen Jüngeren vertrauten. Statt der Flügel wünschte ich ihn allenfalls nur mit einem leichten Schein um den Kopf genialisch gezeichnet, stärker bewegt fortschreitend, mit dem ausgestreckten linken Arm winkend, und so der Stellung wie dem Geiste nach, mit der Gruppe näher verbunden. Das ungeduldige Hündchen komponiert zwar jetzt mit dem Engel ganz gut; können Sie aber demselben Bewegung und Scheu geben, welches freilich schwer sein möchte, so wäre die Ahnung, welche die Thiere vor geisterhaften Erscheinungen haben sollen, dem Gegenstand gemäß schicklich ausgedrückt.

Sollten es Ihre Zustände erlauben, so begeben Sie sich in das Pariser Kunstelement, dort finden Sie für den jetzigen

Augenblick am sichersten, was Sie zu Ihrer Ausbildung bedürfen.

Mit aufrichtiger Theilnahme

ergebenst

J. W. v. Goethe

Weimar, 9. Dezember 1826

Im nächsten Jahre, vom 3. bis 22. Mai 1827, finden wir Oppenheim bereits in Weimar, nachdem er in den ersten Monaten dieses Jahres die bekannte Porträtstudie Börnes und nach dieser das jetzt dem Frankfurter Bürgerverein gehörende Porträt des Schriftstellers vollendet hatte. Die „geistreichen Zeilen“, in die Börne das Honorar für sein Bild kleidete, sind entgegen der Annahme Oppenheims noch vorhanden und lauten:

Lieber Freund!

Jetzt da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichtum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens.

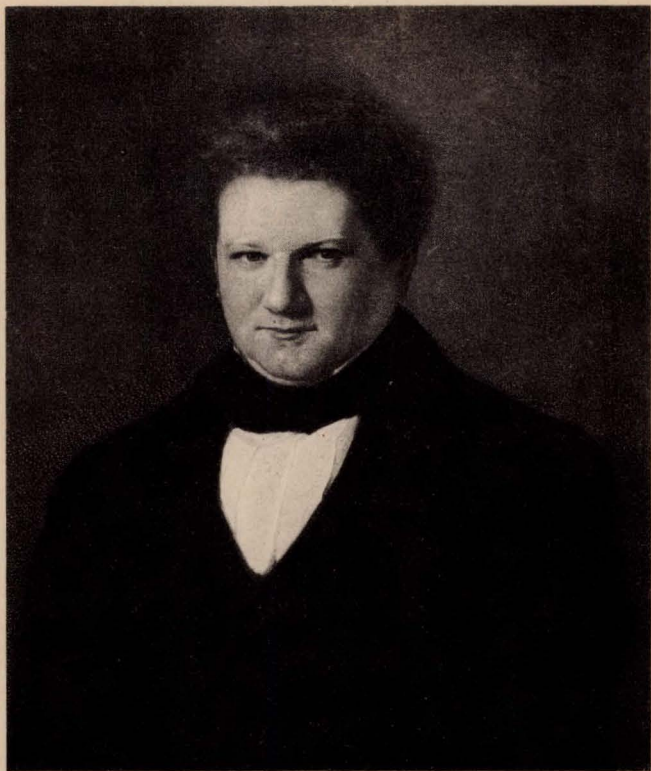
Vor der letzteren kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem anderen nur Gottes Gnade. Er schütze Sie. Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mäßig geflucht.

Ihr Freund Börne

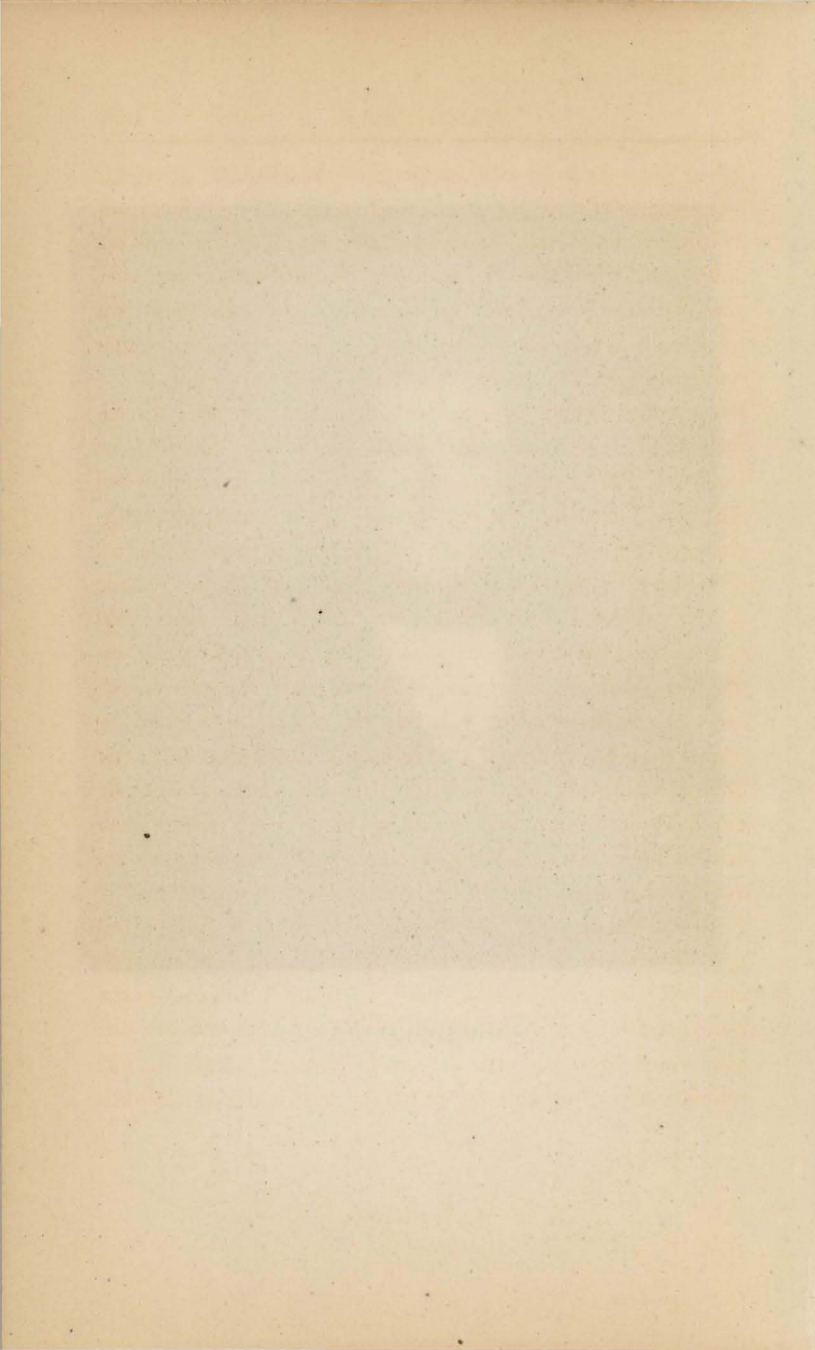
Aus dem Jahre vorher stammt der schöne Kopf Siegmund Geisenheimers, des Gründers des „Philantropins“, das geistreiche Porträt Hofrat Dr. Stiebels — (und das seiner Frau) —, der im Zusammenhang mit der Schilderung Heines in den „Erinnerungen“ erwähnt wird. Der Künstler sagt (S. 92 der „Erinnerungen“), daß er „kurz nach der Julirevolution“ Börnes Porträt gemalt habe; er hat also in der Erinnerung die Entstehungszeit der Bilder Börnes und Heines verwechselt. Heines Porträt entstand erst im Mai 1831 bei Heines letztem Aufenthalt in Deutschland; eine Wiederholung dieses Bildes aus demselben Jahre befindet sich im Besitz von Fräulein Meta Benfey, Berlin.

Von Oppenheims Reise nach Weimar sind ausführliche Tagebuchnotizen erhalten, die u. a. einen interessanten Einblick in die Gesellschaft, die sich damals um Goethe gruppierte, geben. (Vgl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes Frankfurt a. M. Jahrgang 1897. Heft 1–3. Literar. Mitteilung: Goethe und der Maler Moritz Oppenheim, von Gust. Karpeles.) Auch ein Brief an Oppenheims ältesten Bruder Simon Daniel, der die ersten Eindrücke schildert und vom 6. Mai 1827 datiert ist, liegt vor:

„... Schon seit vergangenen Donnerstag bin ich hier. Ich



Dr. Gabriel Riesser



habe meine Reise in sehr angenehmer Gesellschaft gemacht. Der Dichter Holtei, der direkt bis Leipzig mit dem Kutscher akkordiert hatte, blieb meistens mir zu Gefallen in Weimar; ihm verdanke ich nun die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten. Es ist ein allgemein feinerer Ton hier als bei uns, der mir nach einem so langen Aufenthalt in Frankfurt ebenso fremd ist, als wohltut.

Beim Vater Goethe war ich Samstag zum ersten Mal. Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermißt, so fand ich ihn doch nicht hochtrabend, wie man ihn beschreibt. Vielmehr er erschien mir als ein recht gutmütig-ehrwürdiger Greis. Heute ließ er mich zum zweiten Mal zu sich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder [Anm. d. H.: „Hagars Abschied“, 1827 in Weimar von Frau Kommerzienrat Hagenbruck erworben, seit 1923 im Stäedelschen Museum, Frankfurt a. M. — und „Rahel“, dessen heutiger Besitzer nicht bekannt ist] vorstellte, denen er wirklich eine sehr lange Aufmerksamkeit schenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber sagte und sich dann ausbat, sie ein bischen bei ihm stehen zu lassen, — weil, wie er sich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen.

Frau von Heigendorff lernte ich durch einen meiner hiesigen Bekannten und durch mein Skizzenbuch kennen, welches sie schon mehrere Tage bei sich behält. Heute Morgen besuchte ich sie und übergab Deinen Brief. Sie scheint eine sehr kluge Frau, die sehr großen Einfluß hier hat, wie mir scheint, aber mit Goethe nicht im besten Einverständnis

lebt, was mir leid tut. Ich glaube nicht, daß es rathsam ist, vor Ende der Woche von hier abzureisen, wenn ich auch Ursache zu glauben habe, daß der Fürst, der, wie ich höre, seit kurzem zuviel Ausgaben in Kunstsachen gemacht hat, meine Bilder nicht kaufen wird...“

Über den großherzoglich Weimarer Professortitel, den Goethe damals für Oppenheim erwirkte, berichtet ein Brief des Dichters vom 14. Mai 1827 an Ph. Chr. Weyland (1766 bis 1848), Kriegsrat und damals Präsident des Landschafts-Kollegiums in Weimar. Nach längerer Behandlung einer wissenschaftlichen Angelegenheit sagt Goethe: „Was den Titel für Oppenheim betrifft, so wäre ich auch für den Professor, er profitiert die Kunst (bekennt sich zu ihr) und profitiert von dem Titel, und so wird Serenissimi Gnade alles in's Gleiche setzen.“ — Die im Zusammenhang mit der Verleihung dieses Titels von Goethe gebrauchte Äußerung (siehe S. 82) erwähnt Gabriel Riesser folgendermaßen: „Oppenheim erzählte mir, am Schlusse seines Aufenthaltes in Weimar habe Goethe ihn gefragt, ob er einen Titel oder Orden haben wolle; er habe geantwortet, daß er sich, offengestanden, aus beiden nichts mache. Hierauf aber habe Goethe geantwortet: Sie thun Unrecht, mein Lieber! Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge.“

Die Gespräche, die Goethe mit Oppenheim über bildende Kunst führte, müssen einen tiefen Eindruck auf den Siebenundzwanzigjährigen gemacht haben. Es wird richtig sein, eine seiner nächsten größeren Arbeiten als das erste Resultat Goetheschen Einflusses zu bezeichnen. Es ist dies

die Folge von zehn Umrißzeichnungen zu „Hermann und Dorothea“, die 1828 in Frankfurt, lithographiert von A. Lucas, erschien. Ein briefliches Urteil Goethes über die Blätter scheint verlorengegangen zu sein, denn der Kanzler von Müller, dem die Zeichnungen gewidmet sind, sagt in seinem Dankschreiben aus Weimar vom 28. Oktober 1828 dem Künstler: „An Goethe, Gräfin Julie [von Egloffstein; Anm. d. H.] und Mayer habe ich sogleich Exemplare verteilt; Gerstenberg ist noch verreiset. Allenthalben bin ich herzlichsten Dank und freudige Anerkennung auszusprechen beauftragt; Goethe verspricht, Ihnen ehestens selbst zu schreiben. Er lobt die Composition ganz vorzüglich und ich kann betheuern, daß ihm das Ganze große Freude gemacht. Sie haben Hermann und Dorothea aufs Würdigste nachgedichtet, mich dabei zwiefach zu Ihrem Schuldner gemacht.“ Auch liegt von Oppenheim ein Brief an Goethe vor, datiert September 1828, der gleichzeitig mit der Sendung der zehn Blätter nach Weimar ging:

Ew. Exzellenz!

Von Bewunderung hingerissen für die unsterblichen Werke Ew. Exzellenz, war es schon in meinen früheren Jünglingsjahren einer meiner sehnlichsten Wünsche, durch irgend ein Zeichen dieses Gefühl an den Tag zu legen. Wie sehr steigerte sich noch dieser Drang, als ich vor einem Jahre das Glück hatte, Ew. Exzellenz, zu sehen und zu sprechen. Ein kleines Bild, die Abreise des jungen Tobias vorstellend, schien Ew. Exzellenz in der Skizze nicht zu mißfallen, da-

durch aufgemuntert, schritt ich zur Ausführung derselben, ward jedoch bald inne, daß meine Kräfte nie so leicht ausreichen werden, ein Kunstgebilde hervorzubringen, das der Aufmerksamkeit Ew. Exzellenz würdig wäre. Ich dachte daher einen Gegenstand zur Bearbeitung ausfinden zu müssen, welcher durch die Herrlichkeit der Stoffe meinem geringen Leisten erst einiges Interesse gäbe. — So entstanden diese Blätter nach Hermann und Dorothea, die ich mir die Freiheit nehme. Ew. Exzellenz vorzulegen (und welche ich, gleich jemand der mit seiner unbedeutenden Gabe sich nicht an den lieben Gott selbst sondern an seinen lieben Heiligen wendet, dem Herrn Kanzler von Müller zuzueignen mich unterstand *). Sie sind mit der Feder nach meinen Bleistift-Zeichnungen lithographiert und bedürfen doppelt der Nachsicht Ew. Exzellenz, da das Copieren, und besonders in dieser Art einiges Schwierige hat. Die Originale, welche ich Ew. Exzellenz am liebsten zugeschickt hätte, haben beim Durchzeichnen zu viel verloren.

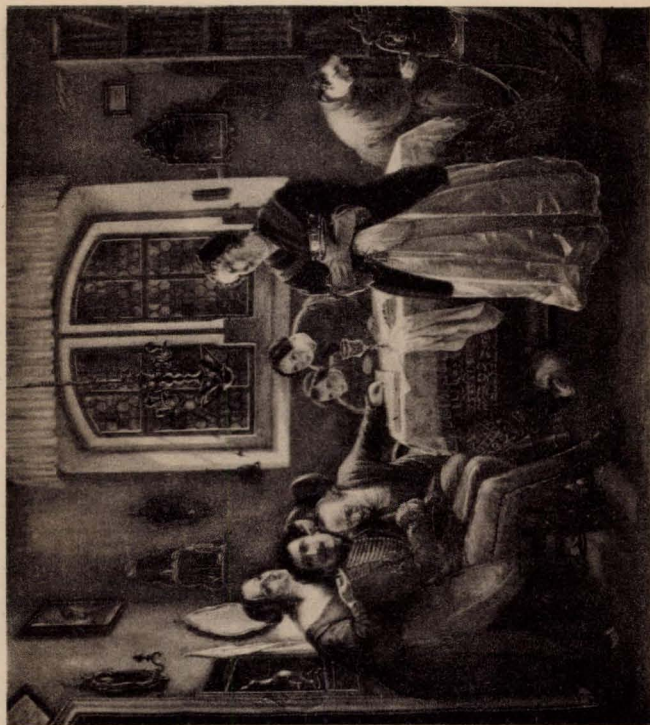
Wie wohl ich Ursache hätte, das Urtheil Ew. Exzellenz zu fürchten, so wage ich es doch Hochdieselben um einige gütige Worte zur Belehrung und Aufmunterung zu bitten, der ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Exzellenz

gehorsamst ergebenster

Moritz Oppenheim

*) Das Eingeklammerte ist nur im Konzept enthalten. Anm. d. H.



Rückkehr des Freiwilligen

Goethe erwähnt in den Nachträgen über Literatur und Kunst (24. Mai 1830) diese Blätter als Beispiel dafür, daß „man einen jeden Künstler, besonders des historischen Faches veranlasse sich einen Cyclus zu wählen, den Verlauf eines Gedichtes, einer Geschichte, eines Menschenlebens:“ ... und gibt ein Beispiel: „Herr Professor... hat eine Folge von Bildern nach den Ereignissen von Hermann und Dorothea ausgegeben, wo wir mit Gefallen den Ereignissen jener Fabel nachgehen und uns in diesem Kreise befreunden. Wollte nun ein Liebhaber eins oder ein paar Bilder zur Ausführung bei ihm bestellen, so würde gewiß kein Zweifel bleiben, man würde nach diesem oder jenem greifen; ich wenigstens würde für zwei derselben ohne Bedenken entschieden sein.“

Nicht wie der Künstler in seinen Erinnerungen sagt, bald nachdem er von Weimar nach Frankfurt zurückgekehrt war, sondern erst im folgenden Jahre 1828 heiratete Oppenheim seine Jugendliebe Adelheid Cleve. Ihr sorgfältig durchstudiertes Porträt, datiert 1829, ist eines der schönsten Frauenporträts seiner Hand. Diese überaus glückliche Ehe sollte acht Jahre nicht überdauern; am 11. Dezember 1836 mußte Oppenheim seine junge Frau zu Grabe tragen. In der Zeit seiner ersten Ehe entstand neben vielen anderen Gemälden (meist biblischen Inhalts) eines der für Oppenheims weitere künstlerische Entfaltung belangvollsten Bilder, die „Heimkehr eines jüdischen Freiwilligen aus dem Befreiungskriege zu den nach alter Sitte lebenden Seinen“ (1833–1834). Er behandelt hier zum ersten Male einen

Stoff aus dem bürgerlichen Milieu des deutschen Juden; ein Sittenbild. Bei seinen Glaubensgenossen fand es vielen Beifall: Eine „große Anzahl israelitischer Bürger des Großherzogtums Baden“ übersandte jenes Bild im Februar 1835 Gabriel Riesser als Ehrengeschenk. Der gleichen Zeit wie die „Heimkehr des jüdischen Freiwilligen“ gehört noch eine andere größere Komposition des Künstlers an: die „Arche Noah's“, die später auf der Nürnberger Kunstausstellung von dem damaligen russischen Thronfolger erworben wurde und sich heute noch in der Eremitage zu Petersburg befindet. Ein guter Stahlstich nach diesem Bild von Friedrich Wagner 1842 für den Albrecht-Dürer-Verein gestochen, hat viel Verbreitung gefunden. Im Laufe des Jahres 1836 ist sodann eine Porträtserie entstanden oder begonnen worden, Bilder der Chefs der Rothschildschen Bankhäuser von Frankfurt, Wien, London, Neapel und Paris; sie befinden sich heute in der C. v. Rothschildschen öffentlichen Bibliothek, Frankfurt a. M.

Wenige Monate nach dem Ableben seiner Gattin führt eine Anzahl von Porträtaufträgen Oppenheim nach England zu den Londoner Rothschilds, welchen er das fertige Porträt des 1836 verstorbenen Barons Nathan Mayer v. Rothschild abzuliefern hatte. Von mancherlei Eindrücken dieser mehrmonatigen Reise sprechen Tagebuchnotizen in einem seiner Skizzenbücher. Am 19. März 1837 verließ Oppenheim Frankfurt und bestieg am 22. in Rotterdam ein englisches Dampfschiff „Athwood“. Am folgenden Nachmittag halb drei Uhr war London bereits erreicht. Mit den Malern

Eastlake, Hart (einem Juden), Callcot, John Martin, Landseer und David Wilkie kam Oppenheim dort in Verkehr. Bei einem Besuch in Wilkies Studio sah er das große Bild von Tippoh Sahib, an dem Wilkie gerade arbeitete, und mehrere Porträte. Dabei erwähnt er besonders, daß Wilkie „seine Ölfarben in einer Art Spritzbüchsen bewahre“ — (also wären zinnerne Farbtuben wohl eine englische Erfindung. Anm. d. H.) —. Auch mit dem dänischen Porträtisten Jensen kam er oft zusammen. Mit diesem sah er im „Drury Lane“-Theater die Taglioni tanzen; er hörte den Geiger Ole Bull, die Schröder-Devrient, welche deutsche Lieder sang, eine Don-Juan-Aufführung mit Tamburini, Rubini, Lablache und der Gisi, dann den Pianisten Thalberg und auch seinen Lehrer Moscheles, dessen Bekanntschaft er machte. Unter anderem war er Gast bei Sir Robert Peel, Montefiore und, infolge seiner Aufträge, besonders häufig bei den Londoner Rothschilds.

Der starke Eindruck, den er in London durch die Werke der großen englischen Porträtisten empfing, ist unverkennbar in Oppenheims Porträts der nächsten Jahre. Porträtaufträge in sehr großem Maße haben ihn in dieser Zeit beschäftigt. Von größeren figürlichen Kompositionen, die aus dieser Zeit seltener sind, ist zu erwähnen die „Einsetzung Josua's durch Moses“ (Herrn Dr. Eduard Kley in Hamburg von dankbaren Schülern anlässlich seines Amtsjubiläums geschenkt).

Am 24. März 1839 heiratete Oppenheim zum zweiten Male. Mit Fanny Goldschmidt, einer Frankfurterin, lebte er eine

sehr glückliche Ehe, der ebenfalls drei Kinder, wie der ersten, entstammen (auch seine zweite Gattin starb vor ihm, am 16. Juli 1876). Das gleiche Jahr brachte ihm den ehren- den Auftrag der Loge Sokrates, für den Kaisersaal im „Frankfurter Römer“ das lebensgroße Bildnis des Kaisers Otto IV. zu schaffen, dem im nächsten Jahre ein zweites, von Baron Salomon v. Rothschild bestellt — das Josephs II. — folgte. Auch die Porträts des Volksmannes und Abgeord- neten zum Frankfurter Parlament, Dr. Gabriel Riesser — Oppenheims Intimus — entstanden in diesen beiden Jahren. Riesser berichtet (in seinen gesammelten Schriften, Band I., S. 293) am 17. Januar 1839: „Eine Tatsache aus meinem Leben in der letzten Zeit ist die, daß Professor Oppenheim mich in Öl gemalt hat. Ich habe ihm sehr viel gegessen, da er das Bild mit sehr vieler Sorgfalt ausgeführt, und, weil ihn ein erstes, schon weit vorgerücktes, in der Anlage nicht befriedigte, ein zweites von vorne angefangen hat. Ich hätte wohl die Geduld zum Sitzen verloren, wenn nicht der mir sehr befreundete Maler, ein Mann von dem feinsten Ver- stand, von vieler Erfahrung und Bildung wäre, mit dem sich äußerst angenehm plaudern läßt, und der bei allem Fleiße die Unterhaltung meist im Gange erhielt. Dafür ist aber auch das Bild, wenigstens nach den Gefühlen der Mei- nigen und der Wenigen, die es sonst noch bisher in der Werkstatt des Malers gesehen haben, sehr gelungen.“ Das dritte Porträt Riessers — ein fein charakterisiertes Brust- bild —, im Besitze der Frankfurter Loge „Zur aufgehenden Morgenröthe“, ist 1840 datiert.



Moritz Oppenheim / Paris um 1870

Oppenheim scheint besonders in den dreißiger und vierziger Jahren, wie schon bemerkt, mit Porträtaufträgen überhäuft gewesen zu sein, denn es lassen sich besonders aus dieser Epoche eine sehr große Zahl seiner Familienbildnisse — und nicht nur in Frankfurt — feststellen.

Gleichzeitig beginnen die ersten Studien zu den verschiedenen Bildern aus dem „altjüdischen Familienleben“. Den Auftakt zu diesen bildet die oben erwähnte „Rückkehr des Freiwilligen“. Zu deren Entstehung hat nicht nur die schon erwähnte erste Anregung Goethes beigetragen, auch Oppenheims bester Freund Gabriel Riesser hat dabei bestimmenden Einfluß gehabt. Keineswegs scheint es jedoch sicher, daß dem Künstler damals schon die Idee eines größeren Zyklus dieser Bilder in geschlossener Folge vorgeschwebt hat. Die Absicht, eine derartige in sich geschlossene Reihenfolge von Familienszenen zu schaffen, dürfte sich bei ihm erst zu Anfang der Fünfziger gefestigt haben, denn wir finden ihn vor dem Jahre 1850 mit vielen Porträts und daneben auch noch mit anderen Vorwürfen, wie Goethes „Egmont und Klärchen“ und „Harfner und Mignon“ beschäftigt; sodann „Goethe“ sowie als Pendant „Shakespeare“, beide in ganzer Figur, umrahmt von Szenen aus ihren Werken, von keinem Geringeren als Alfred Rethel auf Stein gezeichnet (bei B. Dondorf in Frankfurt gedruckt).

„An den flüchtigen Hoffnungen des Jahres 1848“ — schreibt Riesser in der oben erwähnten Biographie — „nahm auch Oppenheim, wenn auch durch seinen Beruf der Tätig-

keit und der Bewegung selbst, in deren Mittelpunkt er lebte, fremd, den innigsten Antheil. Es ward ihm die Freude zu theil, den trefflichen Eduard Simson während der größeren Dauer der Zeit der National-Versammlung zum Hausgenossen zu haben, und ein Band herzlicher Freundschaft knüpfte sich bald zwischen beiden Männern und ihren Familien.“

Außer einem Tagebuch mit humoristischen Skizzen aus dem Frankfurter Parlament und einem zweiten mit einem Entwurf zu einem Transparent, existiert nur ein einziges Bild, das einen gewissen — rein äußerlichen — Bezug zu dem Jahre 1848 aufweist: „Ein Fenster beim Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt im Jahre 1848.“ Es befindet sich heute im Besitz der Stadtgalerie zu Leipzig. Nach dem Jahre 1850 mehren sich dann die Kompositionen der „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben“, die so viel Beifall und Liebhaber fanden, daß Oppenheim die selben Vorwürfe öfter wiederholen mußte. Ernst und Humor, gepaart mit ebensoviel Würde als künstlerischem Takt, geben diesen Bildern einen packenden Reiz an Idee und Darstellung, wie ihn nur ein vom tiefsten Geist jüdischen Familiensinnes durchdrungenes Gemüt zu schaffen imstande war.

Als im Jahre 1865 der Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. an Oppenheim herantrat, um durch photographische Vervielfältigung diese Bilderfolge weiten Kreisen zugänglich zu machen, unterzog sich der Künstler der mühevollen Aufgabe, sie nochmals grau in grau in Öl zu wiederholen, da die Photographie damals noch keineswegs

imstande war, die feineren Tonwerte der Farbe entsprechend wiederzugeben. Diese Mühe wurde in reichstem Maße belohnt, denn der Anklang, den die erste Publikation im Jahre 1866 — damals nur die ersten sechs Bilder enthaltend — fand, war so groß, daß bereits 1868 die Serie in neuer Auflage auf zwölf, 1874 auf achtzehn Bilder anwuchs, welchen endlich 1881 noch zwei letzte angeschlossen wurden.

Diesem Zyklus wäre der ganzen Einstellung nach auch wohl der 1862 gemalte „Raub des Mortara-Kindes“ hinzuzufügen, obgleich dieses Bild nicht in der Serie enthalten ist. Alle diese Ausgaben erschienen in Mappen, mit begleitenden, auf jedes Bild liebevoll eingehenden Kommentaren Dr. Leopold Steins. Kurz nach Oppenheims Tode im Jahre 1882 erschien die ganze Folge als Prachtband. Die Verbreitung dieser Bilderserie ist ungeheuer. Man findet sie in den kleinsten von Juden bewohnten Orten, sowohl der alten wie der neuen Welt. Kein Werk seiner Hand hat ihm solchen Ruhm und vor allem solche Popularität gebracht. Mehr als dreißig Jahre hat ihn dieses Thema in Atem gehalten. Abgesehen von ihrem unbestrittenen künstlerischen Wert und dessen bewußter Voranstellung haben die Bilder für die Sittengeschichte der deutschen Juden ihre besondere Bedeutung, weil sie treu gehegte altjüdische Sitte und Wesensart, auch in den untergeordnetsten Zügen liebevoll vertieft, wiedergeben. Oppenheim zeigt sich in ihnen im besten Sinne als jüdischer Künstler, im Gegensatz zur damaligen christlichen Kunst — bzw. der Kunst der „Naza-

rener“ —, an deren besten er, was nicht vergessen werden darf, sich herangebildet hat.

Trotz der intensiven Beschäftigung mit den Grisailen für die „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben“ schuf Oppenheim in unermüdlicher Tätigkeit in den weiteren Jahren immer wieder neue Kompositionen und Bildnisse. Es ist nicht beabsichtigt, in diesem kurzen Nachwort einen Oeuvre-Katalog des Künstlers zu geben, doch mögen einige der wichtigsten Werke aus Oppenheims späterer Schaffenszeit Erwähnung finden. „Das Atelier des Bildhauers N. C. E. Schmidt von der Launitz (1796–1869), gemalt 1852. (Besitzer: Stadel'sches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.) Der Schauspieler Hassel als „Bürgerkapitain“, 1854 gemalt und genreartig behandelt (Besitzer: Frankfurter Bürgerverein), dann das lebensgroße Kniestück Ferdinand Hillers, seines Jugendfreundes (in Privatbesitz, Lyon). „Felix Mendelssohn spielt dem greisen Goethe in Weimar vor“, etwa um 1856 gemalt (in England). „Lavater mit Lessing bei Moses Mendelssohn“, gemalt 1856 (in Privatbesitz, Karlsruhe). „Der alte Rothschild und der Churfürst von Hessen“ und dessen Gegenstück „Die fünf Söhne Rothschilds händigen dem Churfürsten das ihrem Vater übergebene Vermögen wieder aus“. Mehrere Szenen aus „Hermann und Dorothea“, von 1876 und 1877. „Moses Mendelssohn vor dem alten Fritz in Sans-Souci“ (1880). Früher behandelte Themata hat Oppenheim öfter wiederholt und umgeändert. Es existieren außerdem Entwürfe und Bilder nach Schillers und Shakespeares Dramen, die

Oppenheim bis zum letzten Tage seines Lebens beschäftigt haben. Zum Beispiel „König Lear“ (1880). Sein letztes Werk ist eine große Wiederholung der öfter gemalten „Hochzeit“, bezeichnet 1881, aber erst vierzehn Tage vor seinem am 26. Februar 1882 erfolgten Tode vollendet. Am Tage seines Ablebens stand auf seiner Staffelei eine nur in flüchtigen Umrissen frisch angefangene Leinwand, eine Wiederholung seiner „Findung Mosis“. Nicht diese letzten sicheren Striche, ebensowenig wie seine gerade vorher vollendete frische, helle „Hochzeit“ lassen es ahnen, daß sie das Werk eines Zweiundachtzigjährigen sind. Heiter, wie sein letztes Bild, war sein ganzes Wesen, liebenswürdig und gewinnend. Bezeichnend für seine ganze Lebensauffassung ist sein launiges Gedicht, von ihm unter eine seiner Photographien geschrieben:

„Ich hab's gottlob nicht nötig!“
Berühmt durch dieses Wort,
Bin ich doch immer tätig
Und male fleißig fort.

Wollt' jedermann nur üben,
Was eben nötig ist,
So würde, was wir lieben,
Gar selten nur geküßt.

Und wer nur baren Nutzen
Erstrebt als Lebensziel,
Der wird vielleicht ein „Chuzen“,
Doch bleibt er ein Schlemihl.

Alte Verehrer und Freunde haben mir, dem Enkel des Künstlers, oft versichert, daß Oppenheim durch den Zauber seiner geistreichen Persönlichkeit und nicht zum mindesten durch seine Herzengüte jeden bestrickt habe. Unvergeßlich ist mir der Ausspruch eines Freundes des Hauses am Tage der Beerdigung: Moritz Oppenheim habe nie einen Feind besessen! Möge ihm dies anspruchslose Buch seiner „Erinnerungen“ neue Freunde bringen.

Frankfurt a. M., im Juli 1924

A. O.

Der Herausgeber, der einen Oeuvre Katalog der Werke Moritz Oppenheims plant, wäre allen Besitzern von Bildern, Skizzen und Briefen des Künstlers für eine Mitteilung dankbar.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Die Ziffern geben die Seite an, neben der das Bild steht

⟨Titelbild⟩ Moritz Oppenheim, vor der Staffelei.
Photographie aus den sechziger Jahren.

⟨8⟩ Jüdische Kleinkinderschule. Ölgemälde
1878 Bes.: Herr Heinrich Stern, Königstein i. T.

⟨12⟩ „Sabbath-Anfang.“ Ölgemälde (Grisaille).
1865. (Eines der ersten „Bilder aus dem altjüdischen
Familienleben“.) Bes.: Frau Hedwig Cramer, Frank-
furt a. M. Die Reihenfolge der „Bilder aus dem alt-
jüdischen Familienleben“ läßt sich in vier Gruppen ein-
teilen:

I. Lebenslauf.

1. Der Gevatter erwartet das Kind (1867).
2. Das Schuletragen (1869).
3. Der Segen des Rabbi nach dem Gottesdienst (1866).
4. Das Verhören (1868).
5. Barmizwa-Vortrag (1869).
6. Die Trauung (1866).

II. Sabbathfeier.

7. Sabbath-Anfang (1865).
8. Freitag Abend (1867).
9. Sabbath Nachmittag (1866).
10. Sabbathruhe auf der Gasse (1866).
11. Sabbath-Ausgang (1866).

III. Festkreis.

- 12. Oster-(Seder-)Abend (1867).
- 13. Laubhüttenfest (1867).
- 14. Vorabend des Versöhnungstages (1873).
- 15. Purimfest (1872).

Dazu später:

- 19. Chanuccafest, Lichtweihfest (1880).
- 20. Schabuoth, Wochen- oder Pfingstfest (1880).

IV. Lebensbilder.

- 16. Der Dorfgänger (1873).
- 17. Die Jahrzeit-Andacht (1871).
- 18. Die Rückkehr des Freiwilligen (1866?).

⟨16⟩ Gruppenporträt. Der Frankfurter Pädagoge Wilhelm Heinrich Ackermann (1789–1848) mit seinen Zöglingen, den drei Brüdern Georg, Gottfried und Johann Jung aus Rotterdam. Ölgemälde von 1820. Im Walraff-Richartz-Museum, Köln a. Rh.

⟨20⟩ Selbstporträt (Profil). Sepiazeichnung, vor 1820.

⟨24⟩ „Jesus und die Samariterin.“ Bleistift, Probezeichnung für das unter ⟨48⟩ erwähnte Preisausschreiben in Rom. 1823.

⟨28⟩ Selbstporträt. Ölgemälde. Rom 1822.

⟨32⟩ „Heimkehr des jungen Tobias.“ Bleistiftzeichnung zu einer Radierung. Ende der zwanziger

Jahre (wohl die gleiche Komposition wie die des von Thorwaldsen erworbenen Ölgemäldes).

⟨36⟩ K a r i k a t u r „Les habitués du Café greco“. Bleistiftzeichnung. Rom 1821.

⟨40⟩ „Raub des Mortarakindes.“ Bleistiftskizze zu dem Ölgemälde von 1862. (Edgar Mortara, 1851 zu Bologna geboren, von einer katholischen Magd heimlich getauft [in Krankheit, um „seine Seele zu retten“], dann als dies bekannt wurde, durch Beauftragte der Kurie am 23. Juni 1858 seinen Eltern geraubt. Dieser Raub veranlaßte Entrüstung in aller Welt und Proteste auswärtiger Mächte beim Papst, die ebenso vergeblich blieben wie die Klage der Eltern. M. ward später bekannt als Priester und predigte, viel reisend, auf dem Kontinent und in England.)

⟨44⟩ Carl Meyer von Rothschild. 1788—1855. Lebte seit 1821 bis zu seinem Tode meist in Neapel. Bleistiftzeichnung. (Neapel?)

⟨48⟩ „Rückkehr des verlorenen Sohnes.“ Karton für das Preisausschreiben der Akademie San Lucca. Kohlezeichnung. Rom 1823. Besitzer: Herr J. Ed. Goldschmid, Frankfurt a. M.

⟨52⟩ Ferdinand Hiller, Komponist (1811—1885), als Jüngling. Bleistiftzeichnung. Weimar im Mai 1827. Bes.: Herr J. Ed. Goldschmid, Frankfurt a. M.

⟨56⟩ „Vorabend des Versöhnungsfestes.“ Ölgemälde (Grisaille). 1873. Bes.: Frau Hedwig Cramer, Frankfurt a. M.

⟨64⟩ „Abschied des jungen Tobias.“ Ölskizze, etwa 1826 gemalt. Vgl. Goethes Brief an Oppenheim S. 102.

⟨68⟩ „Susanna im Bade.“ Lithographie von F. C. Vogel. 1829 nach dem für C. M. von Rothschild 1824 gemalten Ölgemälde.

⟨72⟩ Frau Gutle Rothschild, geborene Schnapper. 1753—1849. Die Mutter der fünf Brüder R. Bleistiftzeichnung. 1836?

⟨76⟩ Amschel Meyer von Rothschild. 1773 — 1855. Bleistiftzeichnung.

⟨80⟩ Jakob, gen. James, Meyer von Rothschild. 1792—1868. Seit 1812 in Paris. Bleistiftzeichnung.

⟨84⟩ Adelheid Oppenheim, geborene Cleve. 1800 — 1836. Oppenheims erste Frau. Ölgemälde. 1829. Besitzer: Stadtrat a. D. W. Lewin, Frankfurt a. M.

⟨88⟩ Heinrich Heine. Ölgemälde. Mai 1831 gemalt. Besitzer: Kunsthalle, Hamburg.

⟨90⟩ „Lavater und Lessing bei Moses Mendelssohn. Ölgemälde. 1856. Bes.: Kommerzienrat M. A. Straus, Karlsruhe i. B.

⟨92⟩ Ludwig Börne. Ölgemälde. 1827 gemalt. Besitzer: Frankfurter Bürgerverein.

⟨104⟩ Dr. Gabriel Rießer. 1806—1863. Ölgemälde. 1840. Bes.: Loge zur aufgehenden Morgenröthe, Frankfurt a. M.

⟨108⟩ „Die Rückkehr des Freiwilligen aus dem Befreiungskriege zu den nach alter Sitte lebenden Seinen.“ Ölgemälde. 1834. (1835 von israelitischen Bürgern Badens Dr. Gabriel Rießer geschenkt.) Besitzer: Frau Eduard Rießer, Frankfurt a. M.

⟨112⟩ Moritz Oppenheim. Photographie. Paris, um 1870.

Die 26 Offsetbilder

druckte die Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

ANMERKUNGEN

Die Ziffern geben die Seitenzahlen an

< 5 > Tebeth, zehnter Monat des Jahres nach jüdischer Zeitrechnung, dessen zehnter Tag ein Fasttag ist.

< 13 > Rote Kupferstiche, d. h. offenbar in Röthel-
manier gedruckte.

< 15 > Christian Ernst Graf von Bentzel-
Sternau, Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Mainz
1767, gest. 1849. Er zog sich 1813 nach Auflösung
des Großherzogtums Frankfurt, in welchem er 1812
Staats- und Finanzminister wurde, auf sein Gut nach
Emrichshofen bei Aschaffenburg zurück.

< 16 > Professor Karl Friedrich Weber, geb. zu
Weimar 1794, gest. zu Marburg 1861.

< 21 > Leopold Kompert, deutsch-böhmischer Dich-
ter, geb. 1822, gest. 1886, bekannt durch seine „Ge-
schichten aus dem Ghetto“.

< 23 > Ludwig Fürst von Öttingen-Waller-
stein, Staatsmann, Sohn des Fürsten Krafft Ernst
von Öttingen-Wallerstein aus zweiter Ehe mit Wilhel-
mine, Prinzessin von Württemberg, geb. 1791 auf sei-
nem Stammschloß (Bayern), gest. 1870. Er heiratete
1823 Crescentia Bourgin, Tochter eines Emigranten,
seines Hofgarteninspektors, und mußte deshalb (nach
fürstlichem Hausgesetz) abdanken.

⟨28⟩ Baron Jean Baptiste Regnault, der bekannte Historienmaler, geb. zu Paris 1754, gest. daselbst 1829.

⟨31⟩ Baron James (Jakob) von Rothschild (1792—1868) starb in Paris, wohin er 1812 kam.

⟨32⟩ Maler Christian Haag. Über diesen Künstler konnte nichts Näheres festgestellt werden.

⟨42⟩ Kaddischsagen (beim Tod der Mutter). Kaddisch ist das Gebet, das der Jude während des ersten Jahres nach dem Tode von Vater oder Mutter täglich und später stets an deren Todestag spricht.

⟨43⟩ Joseph Anton Koch, berühmter Landschaftsmaler, geb. 1768 zu Obergiebeln im (Tiroler) Lechtal, gest. 12. Januar 1839 in Rom.

⟨49⟩ Graf Ingenheim, natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen.

⟨49⟩ Auguste, Kurfürstin von Hessen, Stiefschwester des Grafen Ingenheim und Schwester Friedrich Wilhelms III.

⟨50⟩ Jakob Ignaz Hittorf, berühmter Architekt, geb. 1792 in Köln, gest. 1867 zu Paris. Schöpfer vieler Pariser Bauten (die dekorative Anlage des Place de la Concorde ist Hittorfs Werk).

⟨50⟩ Joseph Ritter von Hempel, geb. 1800 zu Wien. Historienmaler. Todesjahr nicht bekannt.

⟨50⟩ Friedrich Wilhelm Müller, geb. 1801 (?) bei Kassel, gest. nach 1875. Historienmaler, Professor und Direktor der Kasseler Akademie.

⟨51⟩ Karl Lotsch, Bildhauer, geb. 1793 in Karlsruhe, gest. 1873 in Rom.

⟨56⟩ Johann Martin von Rhoden (auch Rohden), bekannter Landschaftsmaler, geb. 1782 zu Kassel, gest. 1868 zu Rom.

⟨57⟩ Christian Brentano, Bruder von Clemens Brentano und Bettina, geb. 24. Januar 1784 zu Frankfurt a. M., gest. 27. Oktober 1851. Schriftsteller (hauptsächlich theologischer).

⟨64⟩ Franz Catel, Landschafts- und Historienmaler, geb. 1778 in Berlin, gest. 1856 in Rom.

⟨66⟩ Hieronimus Heß, Historienmaler und Karikaturist, geb. 1799 in Basel, gest. 1850 ebenda, Schüler von J. A. Koch in Rom.

⟨68⟩ Wagner, Bildhauer und Maler, geb. 1777 in Würzburg, gest. 1858 zu Rom, Professor und Generalsekretär der Münchner Akademie.

⟨68⟩ Maler Krahle. Über diesen Künstler konnte nichts Näheres festgestellt werden.

⟨68⟩ Wilhelm Hensel, Historien- und Porträtmaler, geb. 1794 in Trebbin (Regierungsbezirk Potsdam), gest. 1861 in Berlin.

⟨74⟩ Charlotte, geb. 1812, Tochter von Nathan Mayer von Rothschild, vermählt seit 11. Dezember 1826 mit Baron Anselm Salomon von Rothschild.

⟨75⟩ Onkel Amschel, Amschel Meyer von Rothschild, 1773–1885, ältester der fünf Brüder Rothschild.

⟨85⟩ Marcus (Jonas) Königswarter. Bekanntter Bankier in Frankfurt a. M.

⟨88⟩ „Hanswurstika.“ Außer Carl Jügel senior gehörten dem Verein an: dessen Söhne A. Jügel, F. Jügel, die Maler Maß, G. F. Dielmann, C. Morgenstern, Reifenstein, A. Burger, Prof. Schaffer, Schroedter, Oppenheim, Kupferstecher Buhl, von Mumm, Dr. jur. Schmidt, Schauspieler Hassel, Lebrecht von Guaita, Dr. Beuermann, M. Ellissen, Franz Bernus, Speyer und Friedmann.

⟨92⟩ Hofrat Stiebel, Salomon Friedrich, Dr. med., geb. 20. April 1792 und gest. 20. Mai 1868 zu Frankfurt a. M., bekannter Arzt und Nassauischer Geheimer Hofrat.

⟨96⟩ Chein, unübersetzbares hebräisches Wort, etwa: „Begabung verbunden mit gewinnendem Wesen“ bezeichnend.

